

E i n l e i t u n g.

F r a g m e n t e.

Indem ich dem Publikum die gesammelten Schriften unsers vernachlässigten Lenz wieder in die Hand gebe, und wünschen muß, daß es an diesem Autor denselben Genuß haben möge, den er mir immer gewährt hat, fühle ich auch, daß die Freunde der deutschen Litteratur von mir ein erklärendes, einleitendes Wort erwarten dürfen, wie diese Sammlung gemeint sei, und was sie der heutigen Welt bedeuten solle.

Demjenigen, welcher zu lesen gelernt hat, wie dem, der nicht bloß Eine Art und Weise in allen Büchern wieder finden will, fällt das Seltsame, Eigenthümliche, und das, wodurch Lenz in der deutschen Literatur gewissermaßen einzig dasteht, von selbst auf, und diesen umsichtigen Lesern braucht es nicht gesagt zu werden, daß Lenz merkwürdig war, daß er unsre Beachtung aus vielen Ursachen verdient, und für die Freunde der Gdthischen Muse schon deswegen, um den großen Genius ganz zu fassen und seine Zeit und Umgebung vollständiger kennen zu lernen, als es jetzt von den meisten, selbst seinen innigsten Verehrern geschieht.

So vieles mich auch in verschiedenen Zeiten meines Lebens beschäftigt hat, nach so mannigfaltigen Richtungen mich meine Studien auch geführt haben mögen, so gestehe ich doch gern, daß zwei Genien mir stets und unter allen Umständen nahe, innigst befreundet und zu meinem Dasein nothwendig blieben.

Seit ich zur Erkenntniß meiner selbst kam, waren Shakspeare und Göthe die Gegenstände meiner Liebe und Betrachtung, und vieles, was ganz fern zu liegen schien, diente mir doch früher oder später dazu, diese großen Erscheinungen und ihre Bedeutung inniger zu verstehen. Wie ich seit vielen Jahren an einem Werke über den großen englischen Dichter arbeite, dessen Herausgabe nur noch durch Zufälle, Reisen, Krankheiten und andere Arbeiten ist verzögert worden, so habe ich auch seit mehr als zwanzig Jahren, früher, als ähnliche Versuche sich vernehmen ließen, meine Kräfte an einer Darstellung des deutschen Genies versucht, um ihn mir und andern deutlich zu machen; und ich hoffe auch dieses Werk, nach jenem angekündigten, noch beendigen zu können, um eine Aufgabe zu lösen, deren Entwicklung mir schon seit lange als Pflicht erschienen ist.

Für den jetzigen nahe liegenden Zweck sei es mir erlaubt, einiges aus jenem angedeuteten Werke, in einer andern Form, als leichte Skizze, die mehr andeutet, als genau zeichnet, vorzuführen.

Es hatte sich eine Gesellschaft von Freunden, alle ohngefähr gleiches Alters, gefunden und zu einander gebildet, die sich wöchentlich und auch öfter versammelten, um über Gegenstände des Wissens und der Literatur zu sprechen, neue merkwürdige Produktionen oder alte, die ihnen lieb

waren, vorzulesen, zu streiten, ihre Gedanken zu entwickeln und sich gegenseitig zu stärken und zu belehren. Es zeigte sich bald, daß sie in einem Mittelpunkt der Verehrung und Liebe zusammen trafen, und daß sie nicht müde wurden, die Werke unsers größten deutschen Dichters, Göthe, zu genießen, zu prüfen, sich anzueignen und alle sich in neues Licht, und neue Beziehungen zu stellen. Menschen von Gemüth und Enthusiasmus können aber unmöglich, so einzig sie auch sein mögen, einen geliebten Gegenstand auf eine und dieselbe Weise betrachten, denn jeder Geist eignet sich die Werke der Poesie auf eine ihm eigenthümliche und ihm geziemende Weise an, und aus den verschiedenen Richtungen, den mannigfaltigen Meinungen und Gefühlen, in die sich ein Meisterwerk den Genießenden auseinander legt und die es ihnen erregt, erzeugt sich, wenn diese Gesinnungen verständig ausgesprochen werden können, erst für jeden der Hörenden die wahre Fülle, und oft aus dem Widerspruch das Einverständniß. Auf gewisse Weise empfängt das Werk selbst von den Genießenden, und so kann es wohl gelingen und zutreffen, daß eine individuelle Critik dem mitwissenden Freunde nachher unablässig zur poetischen Produktion mit gehört. Wird von bedeutenden, verehrten Männern dergleichen zuweilen durch den Druck bekannt, so erleben auch viele des großen Publikums etwas Aehnliches, und die Bereicherung des Sinnes, die Erhöhung des individuellen Lebens wird gerade am meisten durch scharfes Urtheil, genialen Widerspruch, wunderbares Mißverständniß, und überraschendes Verständniß, das oft wie durch Zauber das rechte Wort findet, bewirkt. Gesähle es immerdar (was nur seltene Ausnahme ist,) daß jedes Urtheil ein gewogenes, erlebtes, ganz eigenthümliches wäre, so wäre unsre Critik auch schon längst ganz eine andre in Kraft und Gesundheit geworden, die jetzt nur ein so kümmerli-

ches Dasein dahin schleppt. Denn es ist weder zu verkennen, noch abzuleugnen, daß das meiste, was sich in unsern Tagen für Critik ausgiebt, nur Leidenschaft der Parthei ist, oder leicht gefaßtes Vorurtheil, ein Schmeicheln der Menge und ihrer Unwissenheit, oder höchstens das Absprechen einer philosophischen Systemsucht, die ohne allen Kunstsinne und Kenntniß, das Größte wie das Kleinste nach ihrem kurzfristigen Eigensinn stellen und deuten will. —

In dieser Gesellschaft, welche man den Götheschen Clubb hätte nennen können, zeichnete sich der eine Freund durch eine unbedingte und unerschütterliche Verehrung des großen Dichters aus, weshalb ihn die übrigen auch nur den Rechtgläubigen oder Orthodoxen zu nennen pflegten.

Dieser behauptete immer mit Recht, daß ein unbedingter Glaube, eine Hingebung in Liebe, das erste und nothwendigste Erforderniß sei, um einen großen und achten Dichter zu verstehen, daß auch der beste Leser, wenn ihm Zweifel und Schwierigkeiten aufstießen, wohl an sich und seine Einsicht, niemals aber an den Autor zweifeln müsse, welches um so weniger bei einem Göthe passe, dessen ganzes Leben und Wirken gediegen aus einem Stücke sei, und den man also nie hier und da tadeln könne, ohne zugleich da zu zerstören, wo man noch eben bewundert habe.

Ein zweiter Freund, den man den Paradoxen nannte, wenn er mit dieser Behauptung auch im Wesentlichen einverstanden war, meinte dennoch, wenn der große Dichter unsern Sinn aufschließe und bilde, so müsse man sich doch am meisten davor hüten, daß diese An- und Umbildung nicht ein bloßes Echo der fremden Seele werde, wodurch das Verständniß in Gefahr komme, nur ein eingebildetes und scheinbares zu sein. Das Kunstwerk müsse sich freiwillig aus sich selbst erklären, und ein zu früher Zweifel, eine voreilige Critik zerstöre jedes Verständniß, und sei der

Unverstand ohne weiteres; aber nie müßte die eigene Selbstheit, die ursprüngliche Natur des Bewunderers aufgehoben werden, und meldeten sich immer wieder, und in allen Stimmungen und Lebensepochen dieselben Zweifel, so müßten diese ebenfalls zur Klarheit und zum durchdringenden Verständniß erhoben werden, weil in ihnen wahrscheinlich ebenfalls ein anderes, wohl noch höheres Kunstgesetz verborgen liege, das der Befreiung harre. Da dieser Freund zugleich der ältere war, so machte er seine Kritik oft gegen seinen Lieblingedichter geltend, und weil dies mit Hartnäckigkeit geschah, der Eiferer auch im Widerspruch wohl übertrieb, so nannte die Versammlung ihn zuweilen auch im frohen Streite den Keßer.

Ein dritter Stimmführer wurde der Historiker genannt. Er wollte den Streit fast immer durch die Behauptung ausgleichen, daß ein großer Autor nicht bloß als Dichter, sondern zugleich immer als Mensch müsse betrachtet werden. Was im Dichter nicht aufgehe, und ganz verständlich sei, bliebe immer doch an der historischen Person merkwürdig, ja der Widerspruch, die Schwäche und Laune sei ihm eben so lieb, als das Vortreffliche, das allgemein anerkannt werde, und die höhere und ohne Zweifel interessantere Betrachtung einer so großen Erscheinung sei ohne Zweifel die, von Fehler und Tugend, Vollendung oder Schwäche gar nicht mehr zu reden, sondern alles an ihr in einem nothwendigen geschichtlichen Zusammenhange zu sehn, dann erhalte auch das Kleinste Bedeutung.

Zwei jüngere Freunde, die man nur den Vermittelnden und den Frommen nannte, waren in der Gesellschaft weniger laut und redselig. Der letzte mochte selbst den leisesten und fernsten Tadel seines Lieblings nicht gestatten, und glich alles mit der Schönheit des Gemüthes aus, die in allen Produktionen des Gefeierten, den Adel der Ge-

sinnung, der auch die kleinste durchdringe, so glänzend dem Verständigen entgegen leuchte. Der Vermittelnde suchte jeden Streit zu schlichten (was denn freilich nicht immer gelang), indem er stets zu beweisen strebte, die Verschiedenheit der Meinung beruhe nur auf Mißverständniß der Disputirenden. Andre, die zuweilen noch zugegen waren, führten keinen ausdrücklichen Namen, weil ihre Ueberzeugung bald diesem, bald jenem folgte.

Die Gesellschaft war versammelt, und nachdem man den Gdß von Berlichingen gelesen hatte, sagte der Paradore: wie schön, daß wir uns diese Freude wieder erneuet haben, diesen Genuß der mir nie veraltet. In der wiederholten Betrachtung unsers Lieblings und verehrten Meisters kommt uns immer wieder frische Jugend entgegen, und wenn ich bedenke, wieviel wir ihm zu verdanken haben, zum Theil die Erkenntniß unsers Lebens und Wesens, so wünsche ich, jene dichterische, ewige, alle Welt durchklingende Worte zu finden, um der Zeit und den Nachkommen auf eine würdige Art meinen Dank, die Verehrung unsers größten Genius aussprechen zu können.

Der Rechtgläubige stimmte in diesen Hymnus um so lieber ein, weil jener Kezerische nur zu oft durch Widerspruch den Enthusiasmus verdunkelte, in welchem die übrigen am liebsten ihre Meinung über den Dichter vernehmen ließen.

Nur, fuhr der Paradore fort, sollten wir uns doch etwas mehr um jene Frühlingszeit der deutschen Literatur bekümmern, als dieser hochbegabte Jüngling, wie ein Apoll, zürnend und siegend, scherzend und ernst, aber immer mit heiter verklärtem Angesicht unter seine staunenden Zeitgenossen trat. Ich kann an diese Zeit nicht ohne Bewegung

denken, als Lessing, schon verfinstert und gekränkt, dem Schluß seiner Lebensbahn nahe war, und Göthe frische Naturkraft, Lust, Leben und Poesie um sich her ausströmte, so viele Gemüther entzündete, und selbst das Alter zu neuer Begeisterung erweckte. Wir haben jene Zeit halb vergessen und fast ganz vernachlässiget. Den neueren Critikern und Erzählern ist fast nur der stehende Beiname der Sturm- und Drang-Periode im Gedächtniß geblieben, den älteren von uns hier, die wir damals Kinder waren, und aus unsrer Beschränkung nach und nach jene Erscheinungen erlebten, die wir früh entzündet wurden, und wie unreif auch, zur Parthei gehörten, müssen diese fast wunderbaren Jahre in einem ganz andern Lichte erscheinen. Darum möchte ich an einen sehr vernachlässigten Autor jener Tage erinnern, und vorschlagen, daß wir uns von neuem mit ihm bekannt machen, denn unser Verständniß unsers Lieblings kann jedenfalls dadurch nur gewinnen. Ich rede von Lenz. Wir sollten alle seine Schriften durchgehn, und uns von den Eindrücken, die sie machen, von den Erwartungen, die sie damals erregen durften, Rechenschaft zu geben suchen, um uns so auch historisch das Bild des größern Dichters in einen richtigern Augenpunkt zu stellen.

Gewiß, rief der Historiker aus, wäre dies schon lange Pflicht gewesen, denn man glaube doch ja nicht, daß ein großer Mann, wenn er irgend wirkt, in seinem Zeitalter so ganz allein da stehen könne: zu Raphael gehören seine Schüler, und die bessern, wenn sie ihn auch niemals erreicht haben, sind doch Fortsetzung seines Geistes und Genies, sie haben wohl manches erfüllt, manches übertrieben, was er wollte, und wer sie gar nicht kennt, oder zu würdigen versteht, dem möchte auch sein Verständniß des Raphael selbst hie und da mangelhaft werden. Die Com-

mentateren brauchen aber nicht immer bloß in Anmerkungen zum Autor sich zu beschränken. Wer Fletcher und Ben Johnson, Spenser und Daniel niemals gelesen hat, um dessen Bekanntschaft mit Shakespeare sieht es nicht besonders aus. Es ist, als wollte man Henri quatre oder Friedrich den Zweiten nur aus einzelnen Thaten, Verordnungen oder Denkschriften beurtheilen. Denn wie ein ächtes Kunstwerk auch selbständig und aus sich selbst zu erklären sein mag, so erweitert die Kenntniß der Umgebung, der äußern Bedingung, unter welcher es erwuchs, die Einsicht; dieses Aeußere wird wiederum ein Inneres, und eine Schule nun gar, ist wie ein einziges, in die Zukunft hinein fortgeschriebenes Werk anzusehn. Wer aus dem Euripides gar nichts für den Sophokles lernen kann, dessen ächte Verehrung des größern Dichters möchte ich bezweifeln. Und Lenz scheint mir von jener frühen Schule, die sich aus Göthe bildete, geradezu der merkwürdigste, dessen Talent zwar bald gehemmt und gestört wurde, das sich nicht so wie das Klingsers ausschreiten und in andrer Richtung hin ausbilden und fortbewegen konnte, das aber eigenthümlicher, seltsamer, eigensinniger und schroffer, und eben darum auch, wie jedes originelle Fragment, unbegreiflicher ist, und schwer zu bezeichnen.

Mir ist dieser humoristische Autor, begann der Rechtsgläubige wieder, nichts weniger als fremd, ich habe seine Schriften schon früh, und oft wieder gelesen. Ich kann ebenfalls eine gewisse Vorliebe für ihn nicht abläugnen, aber es ist mir schwer, möcht' ich doch sagen unmöglich geworden, mir ein klares, festes Bild von seinem Geiste und Charakter zu machen; er stoßt mich eben so sehr ab, als er mich anzieht, so zart, rührend, kräftig, ja groß er zu Zeiten sein kann, so klein, widerwärtig und roh erscheint er dann wieder, und zwar aus Willkür, um mit

dem Enthusiasmus ein verhöhrendes Spiel, und mit dem Spiele selbst ein andres, ganz außer der Poesie liegendes zu treiben, welches dieses und jede Poesie vernichtet.

Sie haben da eben, warf der Paradoxe ein, einen Humor beschrieben, der sich noch nicht völlig durchdrungen, der noch in sich selbst kein Genüge gefunden hat: eine Darstellung, die nicht genug jenen unsichtbaren Gesetzen folgt, die aus dem Innern des Werkes selbst, als sein regierender Geist das Ganze beherrscht, sondern durch Einfall, Kitzel oder einseitigen Verstand gestört wird, und einen poetischen Verstand, der von phantastischer Willkür, die sich für Phantasie ausgibt, in den wichtigsten Momenten unterbrochen, auch nicht von außen das widerspenstige Gedicht regeln und umschränken kann. Und doch möchte dieser äußere Verstand um so nothwendiger sein, um so mehr ein Phantasiewerk jener springenden Laune folgt, und Schmerz und Freude, Scherz und Ernst, Verhöhnung und tiefe Anschauung des Lebens in grellbunten Gestalten zusammenflechten will. Kann nicht, wie bei einem ächten Kunstwerk, der regierende Geist aus dem innern Mittelpunkt alle Theile, bis zu dem entferntesten durchdringen, so muß wenigstens von außen eine fast gewaltsame Regel die widerspenstigen Elemente in Ordnung halten, wenn sie diese natürlich auch nicht ganz bezwingen kann. Ist es Ihnen gelungen, durch die Bezeichnung dieser Mängel unsern Lesz einigermassen zu charakterisiren, so theilt er dasselbe Schicksal mit so manchem berühmten Autor, mit dem Sie ihn doch vielleicht nur ungern werden vergleichen wollen.

Fahren Sie fort, sagte der Orthodoxe, damit wir uns mehr verstehen; oder mehr von einander entfernen.

Wie fehlt, sagte der Reker, diese Nothwendigkeit aus dem Innern, so wie die Umschränkung von außen schon

dem alten Rabelais, dessen Begeisterung der Moment und Zufall war, fast eben so, nur mit großartigerm Witz, wie manchem Neueren. Das thörichte Bücheldchen, *le moyen de parvenir*, will ich nur erwähnen. Die vielfältigen und oft weitläufigen, oft chaotischen formlosen Späße der Italiener, die macaronischen Dichter und ähnliche, gehören auf keine Weise hieher. Nimmt aber der altfränkische Rabelais den Schmerz des Lebens, die Leiden der Liebe und die Pein der Empfindung nicht in seinen ganz naiven Scherz auf, und thut dies selbst der dramatische, oft willkürliche Fletcher nur auf schwache und bedingte Weise, so paßt unsre Schilderung in Lob und Tadel schon ganz auf den Horck-Eterne, so wie auf Jean Paul, zum Theil auf Heinrich v. Kleist, und dennoch fühlen wir ohne weitzers, welch ein großer Unterschied alle diese Autoren von einander entfernt.

Alle aber, die Sie genannt haben, fiel der Rechtgläubige ein, ziehen an, mehr oder minder gewaltig, und stoßen ab, mit mehr oder weniger Ungeßüm.

Hüten wir uns ja, rief der Historiker, von diesem Kennzeichen zu früh zu schließen, das eben so leicht Verwöhnung als klarer, unfehlbarer, oder ausgebildeter Instinkt sein kann. Denn wie viele Leser, die sich nicht haben erheben können, werden in unserer Charakteristik beim ersten Blick selbst den Shakspeare erkennen. Ist nicht selbst unser großer Meister, so viel Schönes er auch vom Briten verkündigt hat, unter denen, die eben so von diesem Genius angezogen wie abgestoßen werden? Und giebt es nicht vielleicht Leser genug, die mit Göthe's Werken in demselben Verhältnisse stehen mögen? — Und wer hat hier Recht oder Unrecht?

Verwirren wir uns lieber etwas später, sagte der Paradoxe, wenn es doch sein muß. Daß auch Meister an-

dre verkennen mögen, ist keine zu seltene Erscheinung, muß doch der ächte Critiker vielleicht eben so, wie der Dichter, geboren werden, und kann sein Talent wohl nur ausbilden, nicht erschaffen. Es giebt keine noch so weit umgreifende Bildung, die demjenigen, welcher prüfen kann, nicht irgendwo eine Beschränkung zeigen wird. Läßt sich ohne diese Beschränkung kein Individuum, am wenigsten ein Talent denken, so mögen wir uns noch so weit und in noch so künstlichen Wendungen von uns selbst entfernen wollen, es kann doch immer nur jede wahre Ausbildung in's Freie und Allgemeine hinaus nichts anders, als eben nur ein Erkennen unsers individuellen Wesens sein. Neue Freiheiten erzeugen neue Schranken, und in aller Critik, betreffe sie Worte, Erklärung, Richtigkeit, Composition oder Kunst, wird nach aller Verfeinerung des Gedankens und Gefühls am Ende die unmittelbarste, nächste Empfindung meiner Persönlichkeit, doch den letzten und wichtigsten Ausschlag geben müssen. In Sachen des Geschmacks und der Kunst ist diese Willkür, wenn sie auch oft zu früh eintritt, bevor sie Freiheit geworden ist, immer noch besser, als die Tyrannei eines Systems. Cervantes that in seiner Critik, die er dem Kanonikus in den Mund legt, etwas dem Lope, noch weit mehr der romantischen Form des neu entstandenen Drama Unrecht, wie Philipp Sidney jene Anfänge, aus denen sich Shakespeare entwickelte, gänzlich verkannte; verstand doch der tüchtige Ben Jonson die ausgebildete Kunst seiner Zeitgenossen nicht, und wie mancher Verehrer des Raphael glaubt auf den Correggio schelten zu müssen. Hätte das Irrsal niemals ein großes Haupt an seiner Spitze, so würde es eben zu ohnmächtig sein, um Widerstand thun zu können, der früher oder später doch der guten Sache wieder zu Gute kommt.

Da Cervantes einmal genannt ist, setzte der Rechtgläubige das Gespräch fort, so ist sein Don Quixote wohl das einzige Buch, in welchem Laune, Lust, Scherz, Ernst und Parodie, Poesie und Wis, das Abenteuerlichste der Phantasie und das Beste des wirklichen Lebens zum achten Kunstwerk ist erhoben worden. Hier umzieht das vollendete Gedicht die Kreise des klarsten Verstandes von außen in gemessenen Gränzen, und die poetische Nothwendigkeit, die von dem Mittelpunkte aus alles regieret, durchdringt so elastisch mit verklärter Kraft alle Theile bis zu den äußersten und kleinsten, daß man jene nothwendige Umschränkung des prosaischen Verstandes in keinem Augenblicke störend gewahr wird, indem hier alles heitere Willkür scheint und Scherz im Scherz. In Ben. Jonsons Comödien, die auch Humor und Tollheit, ausgelassen in der komischen Kraft, verkündigen sollen, ist die äußere Schranke des Verstandes in jeder Zeile so sichtbar, daß alle innern Kräfte des Gedichtes, so übermüthig sie sich auch erheben mögen, vom Buchstaben gedrückt und halb ohnmächtig werden. Es scheint wohl, daß in der alten Welt Aristophanes Werke eben so kunstgerecht im Innern, als verständig umschränkt von Außen seien. Ich sage, es scheint. Denn wenn ich auch Einzelnes zu verstehen glaube, so soll mir doch nach allen Commentatoren, Erläuterungen und Abhandlungen, von denen ich die bedeutenden wohl alle gelesen habe, erst das Verständniß des Ganzen kommen. Und jenes Verständniß löst sich, genau genommen, wenn dieses fehlt, doch nur in Unverständniß oder Mißverständniß auf. Kein Autor des Alterthums wartet so auf seine Erweckung zum Leben, als dieser Schalk und wahre Poet.

Wollen wir hier unsern Mangel an Einsicht gestehn, so fuhr der Paradoxe fort, so treffen wir eigentlich auf

den Punkt, wenn wir aufrichtig sein wollen, daß überall wenig Verständniß der Kunst in allen Zeitaltern anzutreffen sei. Was die Menge hinreißt und begeistert, ist eben immer etwas Zufälliges, ganz außerhalb dem Dinge selbst Liegendes, und ebenso bewirkt es Zufall, Laune und Ueberdruß, wenn sie den gefeierten Genius oder Götzen wieder fallen läßt. Es giebt Kunst und Wahrheit und einen achten unsterblichen Ruhm, aber nur Wenige können das Höchste fassen und verkündigen. Wie viele unhaltbare Meinungen und Irrthümer gehen in unserm Vaterlande über Göthe, Schiller und Jean Paul um, wie sehr wird das Große verkannt und dem Falschen so oft nachgesetzt, wie findet oft das Geringe, und nicht bloß unter den Schwachen seine Verehrer. Darum soll nur der Begeisterte, der ganz den Dichter in sich aufnehmen kann, als Critiker sprechen, aber auch hierin würde ich mißverstanden werden, weil bei zu vielen ein aufflackerndes, schnell erlöschendes Feuer den Enthusiasmus und die Begeisterung vertreten muß.

Um nun da wieder anzuknüpfen, so nahm der Rechtgläubige das Wort von neuem, von wo wir ausgegangen sind, so ist bei einem Autor wie Lenz (wenn sich schon die Stimmen über die faßlicheren, so wie die vollendeten nie ganz vereinigen können), die ächte Critik um so schwieriger, weil es wohl zum eigentlichsten Wesen dieser Geister gehört, daß ihre Produktionen niemals ganz, weder in Phantasie noch Verstand aufgehen. Dafür aber, weil ihr Wesen selbst nicht harmonisch ist, regen sie hie und da Ahnungen und Kräfte unsrer Seele um so gewaltiger auf, reizen zum Kampf und Nachdenken, zum Beleuchten mancher dunklen Stellen unsers Geistes, die von der vollendeten Kunst und Poesie selten oder nie angesprochen werden, und können eben dadurch den Mikrokosmos, im Ver-

ein mit höhern Geisteswirkungen, vollständig machen. Steht ein Lenz neben einem Göthe, ist er aus diesem hervorgegangen, so wird wohl selbst durch Disharmonie und Häßlichkeit die Schönheit in ein günstigeres Licht gestellt, und unser Blick wird durch diesen Contrast geschärft und armirt, um mit frischer Kraft jenes längst gekannte als ein Neues anzustaunen, das für uns, eben weil wir so vertraut mit ihm sind, leicht von seinen Farben etwas einbüßen kann.

Und ich wüßte, sagte der Reher mit großer Lebhaftigkeit, geradezu keinen Autor aus jener frühen Göthischen Schule, der dem Meister durch Humor, Seltsamkeit und frisches Colorit so nahe käme, als Lenz, der dabei abgesehen von der Nachahmung so selbständig wäre. Die Natur, die er uns zeigte, ist so wahr und überzeugend, daß aller Eigensinn und alle Caprice des Autors, seine abspringende Willkür, ja vorsätzliche Störung aller Wirkung, unsern Glauben an sie nicht vernichten können.

Woran liegt es nun, warf der historische Freund die Frage auf, daß eine so reich begabte Natur, von einem solchen Freunde begeistert, nicht das Wahre und Höchste hat erreichen können?

Liebster Freund, nahm der Orthodoxe wieder das Wort, hier gerathen wir auf einen Punkt, der in der Literatur-Geschichte oft unsre Aufmerksamkeit und Forschung erregt.

Wird unsre Zeit, im Gegensatz der alten griechischen Welt, oft nicht mit Unrecht als eine kränkliche oder kranke bezeichnet, ist selbst unsre Seelengesundheit von einer andern Art, als die jener Begünstigten, so möchte sich schon hieraus manche Frage und Verwunderung abweisen lassen. Ist doch auch Krankheit nur ein andrer Pol der Gesundheit, und die Dichtergabe wenigstens wurde ja schon früh

eine heilige Raserei genannt. Was ist das sogenannte Talent? Ein anvertrautes Pfand, ein Einlaßzeichen zu Glück, Ruhm und dem Genuß des wahrsten Lebens. Aber eben so oft, wohl öfter, eine Einladung zu Elend, Jammer, Wahnsinn und Verderben. In jedem jungen Dichter erzeugt sich seine dichterische Stimmung und Begeisterung dadurch, daß jene unbewußte Harmonie des jugendlichen Lebens gestört wird, die Seele und alle Gefühle wollen ein Unsichtbares und doch Glänzendes erfassen, alle andre Wahrheit, alles Erlebte sinkt im neuen Taumel, als das Unbedeutende, Geringe, zu Boden, im Ringen ermattet endlich der Geist und sucht Hülfe in den fernsten und dunkelsten Regionen seines Wesens. Gelingt es der Schöpferkraft, sogleich im Schaffen und Darstellen das Richtige und Wahre zu ergreifen, so geht aus dem Kampf unmitelbar Befänstigung, Ruhe und wahre Glückseligkeit hervor. So scheinen unter den berühmten Neuern, Camoens, Cervantes, Dante, Ariost, Shakspeare und Göthe sogleich das Rechte und Heilbringende getroffen zu haben. Alsdann wächst mit dem ausgebreiteten Talent die Stärke und Sicherheit des Charakters, Mensch und Poet gewinnen in gleichem Maaße. Geschieht dies nicht — und wer kann bestimmen, woher die Störung rührt, wenn sie da ist? — so muß der Charakter, um sich zu retten, nach und nach das Talent verzehren, und so sehr wie so viele mittelmäßige Männer, die als schwärmende Jünglinge begannen: oder das sich fortquälende und begeisternde Talent untergräbt den Charakter, die Vernunft und alle Wahrheit. Brauche ich noch Tasso, Rousseau, Lenz und Heinrich v. Kleist, oder Otway, Marlow, Nath. Lee und ähnliche zu nennen? —

Diese Bemerkung, meinte der Historiker, könne man aber auf alle ausgezeichneten Menschen ausdehnen. Sei

bei, so vielen der Charakter doch nichts anders, als ein Verläugnen und Unterdrücken aller Gefühle und Gedanken, die nicht zum vorgesezten Lebensgange paßten, und die Mittelmäßigkeit sei eben in allen Verhältnissen der Standpunkt der Sicherheit. Ueberwiegende Geistesfähigkeit und Einsicht verzehrten auch in der Welt so oft den Menschen und seine eigentliche Kraft, und es sei auch hier die Pflicht des billigen Menschenkenners, nicht allzurasch zu verurtheilen. Die Widersprüche, die einmal unvermeidlich wären, auszugleichen, sei überall die eigentliche Aufgabe des Lebens.

Mit dieser Meinung stimmten der Vermittelnde und der Fromme aus vollem Herzen überein, und Streit und Gespräch waren für diesen Abend geendigt.

Als die Freunde sich wieder versammelten, ward „der Hofmeister“ von Lenz gelesen. Der Paradoxe sagte nach der Lesung des Schauspiels; ich halte dieses Stück für das merkwürdigste des jungen Autors; seine ganze Kraft, Mannigfaltigkeit, Stärke des Humors und Menschenkenntniß findet sich hier am großartigsten, das was peiniget, ist nur vorübergehend, und der Schluß, wenn auch nicht genügend, doch wenigstens nicht so zweifelnd, wie in andern Schauspielen desselben Autors.

Es ist sehr merkwürdig, sagte der orthodoxe Freund, daß Schröder, dieser große Kenner der Bühne, und der damals noch jung genug war, um sich sogleich von Göttern von Berlichingen begeistern zu lassen, diesen Hofmeister so hoch stellte, ihn selbst bearbeitete, den alten Major mit allem Fleiß studierte und mit der größten Vorliebe darstellte, ja daß er diesen Autor dramatischer fand, als un-

fern Liebling, da er doch sonst sich nicht leicht von Neuigkeiten hinreißen ließ, und gegen die Räuber, die ganz Deutschland nachher aufregten, mit großer Bestimmtheit sprach, auch sich nie ganz mit unserm Schiller hat aussöhnen können und wollen.

Es ist nicht zu verkennen, sagte der Historische, daß das Schauspiel durch Kraft und grelle Farben, durch Wahrheit und ergreifenden Schmerz, selbst durch das, was wir häßlich darin nennen müssen, interessirt. Es sinkt nie bis zur weichlichen Schwäche so mancher neueren Familiengemälde herab, es erhebt sich aber auch niemals so, daß uns das gemeine Bedürfniß des Lebens aus den Augen gerückt würde, und so winseln die wahrhaft schönen und zarten Stellen und Gefinnungen fast wie die verirren Kinder im kalten Walde, und die Scenen, die an das Große und Furchtbare streifen, können das kümmerliche Leben so mancher andern nicht vergüten. Der Humor, der fast alles durchdringt und durch sein geistreiches Lächeln die Mienen der Handelnden erheitert, wird bei der Hauptsache, um die sich das ganze Schauspiel doch dreht, völlig vermischt.

Und diese wäre? fragte der Paradoxe.

Eben, erwiederte jener, die Dogmatik oder Polemik über und gegen die Hofmeisterei. Dadurch giebt sich der Comödiendichter die Miene eines Lehrdichters, und scheint Leiden, Freuden und seltsame Abenteuer, barocke Figuren, Wahrheit und Thorheit fast nur in seine bunte Tapete verwebt zu haben, um am Ende einen trivialen Satz, der sich eben so von selbst versteht, wie er in dieser Allgemeinheit unrichtig ist, zu illustriren.

Meinethalben! rief der Reher; sehn Sie denn aber nicht auch, daß er diese Art und Weise, gleichsam durch Gedanken, die nach Einem Punkte streben, wie einen Na-

men um sein Gemälde zu ziehn, von seinem und unserm Meister gelernt und entlehnt hat?

Wie das? rief der Rechtgläubige.

Nun, fuhr der Paradoxe fort, erinnern Sie sich denn nicht, daß in allen frühern wie spätern Gedichten unsers Göthe, dem Götz, Werther, Clavigo, der Stella, eben so ein Gedanke sichtbar das Ganze in allen seinen Theilen regieret? Wilder und poetischer, das gebe ich gleich ungefragt zu, auch ist der Gedanke großartiger, aber doch auf ähnliche Weise.

Sie scheinen mir, sagte der Vermittler, etwas als ein Kennzeichen heraus zu heben, was allen Dramen so wie Romanen gemein ist, ja auch wohl gemein sein muß, wenn sie nur einen Inhalt haben sollen.

Nicht so ist es gemeint, sprach der Paradoxe weiter, denn sonst würden die Einsichtigen über die Hauptabsicht eines Sophokles oder Shakspeare nicht streiten können. Auch arbeitet Göthe nicht so, wie Lessing in seinem weissen Nathan. Aber das Wenige, worauf er im Götz zu Zeiten wieder hinlenkt, die Vertheidigung des Fausrecht's, die Rechtfertigung des Helden, der Schluß, der Wehe über die Nachwelt ruft, die ihn verkennen möchte, ist so absichtlich, daß es nicht so ganz mit dem Drama aufgehen will. Gedanke und Absicht im Werther sind nicht zu verkennen. Die Entschuldigung der Schwäche im Clavigo hat oft genug Anstoß gegeben, und Mergerniß sogar die fast gerechtfertigte doppelte Liebe und Ehe in Stella. Groß wäre der Gedanke im Mahomet ausgeführt worden, mächtig im Prometheus, wenn uns das Schicksal diese Dichtungen gegönnt hätte; der Zwiespalt im Faust, der Kampf im Tasso, der lichte Gedanke der Wahrheit in der Iphigenia, die Geschichte des Egmont, die Abenteuer des Meister und die Krankheit der Wahlverwandschaften, al-

les, so wie der entworfenen ewige Jude, bis zu den kleinen Idyllen die Geschwister, Bätely, die Fischerinn hinab, zeigen uns, daß im Malen ein Gedanke neben der Darstellung den Componisten begeistert und treibt, der im Werke schwebt, in diesem, wie es einmal ist, nicht fehlen könnte und dürfte, ohne ihm seine Schönheit und den Inhalt zu nehmen, oder ohne es zu zerstören; daß aber Shakspeare, Sophokles, Cervantes und manche andre nicht auf diese Weise gedichtet haben, und daß wohl eben deshalb, weil im Lenz der lenkende Gedanke eben so grell isolirt dasteht, wie die übrigen Theile des Werks, der einsichtige Schröder vielleicht verleitet wurde, diesen Fehler als nicht gar wichtig zu betrachten, und die Selbstständigkeit der übrigen Darstellung, die so frei auf eigene Hand lebt, wohl eben deshalb etwas zu hoch anzuschlagen.

Wenn Sie Recht hätten, fiel der Rechtgläubige ein, so wären Göthe's, so wie Lenzens Dramen eigentlich mehr Novellen in Dialog, als ächte Schauspiele.

So ist meine Meinung, sagte der Reher, auch werden Sie zwischen Werther, Meister und den Wahlverwandtschaften, oder Dorothea, mit den Schauspielen desselben Dichters, ja zwischen diesen und mancher guten Erzählung keinen so wesentlichen Unterschied finden, wie sich etwa zwischen Homer und Sophokles, oder den italiänischen und andern Novellisten und Shakspeare offenbart.

Ein Brief des Paradoxen.

Da ich, Freunde, nicht zu Euch kommen kann, so will ich versuchen, meine mündliche Rede schriftlich fortzusetzen.

Es ist keine Frage, daß das Schauspiel eben dadurch nur ein solches ist, weil es mir eine That, einen geschehenen Vorfall unmittelbar vergegenwärtiget; ein längst Vergangenes, eine Begebenheit, die sich in fernen Gegenden zugetragen, mir vor die eigenen Augen führt und mich selbst erleben läßt. Die Lyrik läßt die Umstände eines Vorfalls unaufgeklärt, sie giebt die unmittelbare, erhöhte Empfindung des Augenblicks in Freude und Schmerz; das erzählende Gedicht entfernt sich vom Gegenstande und dieser unmittelbaren Begeisterung, trägt mit Ruhe und Behagen das Geschehene vor, und ergötzt sich im Ausbilden von Nebenumständen, wirkt durch Beschreibung der Lokalität, malt Luft und Licht hinein, und erhöht den Zauber oft, indem es uralte Zeiten mit unbekannten Wunderländern, und die Ferne in die Darstellung hineinwebt. Wenn uns dann die Sage oft an diese Bedingungen, die unsrer Umgebung fremd und widersprechend sind, erinnert, so wird durch diese Erinnerung an das Fremde häufig Colorit und Täuschung verstärkt. Die kühnste Verwandlung und die höchste Spitze der Dichtkunst ist das Drama. Nicht Empfindung mehr, Malerei, Erinnerung, nicht Vortrag des sen, was gewesen, soll uns ergötzen, nein, vor unsern Augen geschieht etwas Großes und Wunderbares, die Ursachen, die geheimen Motive der Handlung, was veranstaltet, was gefühlt wird, Anfang und Ende, Einleitung und Zweck, Zufall und Plan, alles erleben wir selbst

mit; und sei nun die That eine längst in alten Zeiten ausgeübte, sei die Begebenheit in den fernsten Ländern, ja in fabelhaften Gegenden vorgefallen, wir können uns für sie nur interessieren, wie können wir getäuscht und wie von etwas Wirklichem überzeugt werden, wenn wir in seltsam poetischem Wahn glauben, die Sache geschehe erst jetzt in diesem Augenblicke. Dasjenige, was mich gelehrt, pedantisch daran erinnert, daß es nicht so ist, sei die Erinnerung auch scheinbar nöthig, ergöze oder belehre sie selbst den Unterrichteten, wird diese Täuschung feindselig zerstören. Eine Täuschung, die, wie jede künstlerische, nicht die brutale des Vogels ist, der nach den Weinbeeren fliegt, sondern eine wie vor der Malerei, das Erkennen einer höhern Natur, indem man vor dem besten Portrait weiß, man stehe vor der Leinwand, und doch mehr auf ihr sieht, als am nachgeahmten Menschen selbst.

In der alten Tragödie sind die drei Arten der Poesie musterhaft verbunden, und aus ihrer Vereinigung tritt im Sophokles eine vollendete Form hervor. Zwar ist der lyrische Theil dem dramatischen nicht nur untergeordnet, sondern selbst noch immer dramatisch, so sehr er sich auch vom Dialog und der Rede des Trimeter erhebt. Die Klagen des Oedipus, Kreon oder der Antigone, diese Ausdrücke des Schmerzes, wenn sie auch im lyrischen Maasse gedichtet sind, würden doch für sich selbst keine lyrischen Gedichte geben. Die Chorgesänge, wenn nicht ganz so streng, sind dennoch auch dem dramatischen Charakter des Singenden untergeordnet, und nur wenige sind als wahre Hymnen oder Festgesänge, die für sich selbst vollendet wären, zu betrachten. Der Stand, das Alter, ob das Chor aus Jungfrauen oder Männern und Kriegern besteht, und Aehnliches, giebt den Grundton an, und sobald der Chor pathetisch mit an der Handlung Theil nimmt, ist er

ganz dramatisch. So musterhaft die Erzählungen im Sophokles sind, so verläugnen sie doch niemals den dramatischen bewegten Charakter, sie gehn immer aus der Stimmung, aus dem Wesen der Person und den Umständen hervor. So im Oedipus, in der Antigone, ja selbst der erdichtete Tod des Orest in der Electra ist so ergreifend, rührend, und ganz wie geschehen vorgetragen, daß die Hörenden getäuscht werden müssen.

Das neuere Drama ist offenbar vom alten wesentlich verschieden, es hat den Ton herunter gestimmt; Motive, Charakterzeichnung, die Zufälligkeiten des Lebens treten mehr hervor, die Gemüthskräfte und Stimmungen entwickeln sich deutlicher, die Composition ist reicher und mannigfaltiger, und die Beziehung auf das öffentliche Leben, die Verfassung, Religion und das Volk ist entweder zum Schweigen gebracht, oder steht zum Werke selbst in einem ganz andern Verhältniß. Die Bedeutung des Lebens, dessen Verirrung, das Individuelle, Seltsame ist mehr zur Sprache gekommen, und diejenigen Autoren, die zuweilen den runden vollen Ton der alten Tragödie haben anschlagen wollen, sind fast immer in Bombast und den Ton des Seneca gefallen, auch nachher, als dieser Lateiner nicht mehr so hoch gestellt wurde, als es unsere Vorfahren thaten. Ich will damit aber nicht gesagt haben, daß die Neuern so unbedingt unter den Alten stehn; auf seinem Wege erreicht Shakspeare vielleicht noch mehr, als sich jene vorsetzen konnten; unser Göthe hat hier auch eine Stimme und Calderon darf wohl ebenfalls ein Wort mitsprechen.

Denn kann einer in Form und der Anwendung der drei dichterischen Elemente mit den Alten verglichen werden, so ist es gerade Calderon und die Besseren seiner Zeit und Schule. Welche lyrische Ausbrüche der Leiden-

schaft, der Liebe, der Andacht in seinen Romanzen und canzonartigen Versen. Welche Malerei, welches Feuer der Erzählung in eben diesen Lyren, Romanzen und Ottaven. Kein Schauspiel, fast kein Akt ist ohne solche Prachtstücke, diese gehören recht eigentlich zum Wesen des spanischen Drama, nur freilich sind sie eben auch mitunter nur kalte, hie und da sogar schwülstige Prachtstücke, die sich zuweilen mit Bewußtsein, doch ein anderes Mal, wohl auch ohne Absicht, selbst parodiren.

Die Spanier abgerechnet, die die Erzählung in ihren Schauspielen lieben, oft sogar eine müßige, weitschweifige, wie Lope und seine Zeitgenossen deren viele haben, so ist von den andern Nationen das epische Element fast ganz aus dem Drama verbannt. Wo es sich zeigt, wie zuweilen bei den frühern Engländern, ist es nur kalt und vorbereitend, schlicht und ohne allen Schmuck, oder es wird mehr lyrisch und malend, wie in Shakespeare's fünftem Heinrich. Dagegen die Catastrophe bei den Alten fast immer erzählt wird, und wenn die Neueren auch oft in der Einleitung erzählen, so ist es doch niemals mit diesem Aufwand, die Erzählung wird niemals so selbständig, wie bei den Spaniern oder Griechen.

Wenn nun das Drama so recht eigentlich in einer erfonnenen Gegenwart lebt, die es zur wirklichen macht, wenn es deshalb alles fernliegende, halb unverständliche, an vorübergegangene Umstände und Zeiten zu sehr erinnernde, verbannen muß, so ist es nothwendig, daß es, um lebhaft zu sein und zu ergötzen, um zu rühren und zu überzeugen, so wie um ganz verständlich zu seyn, seine Kräfte, Gedanken und Beziehungen, aus einer gegenwärtigen allgemein verständlichen Zeit entlehne. Ben Jonson war eben zu gelehrt, als er in seinen beiden Tragödien sich auf Tacitus und Gallust bei jeder Rede bezog, und

ganze Stellen übersehte, mit Shakspeare's Coriolan und Cäsar sind wir in der ersten Minute vertraut.

Die griechische Zeit des Perserkrieges, des Perikles und der Demokratie spiegelt sich in allen Dramen dieses Volks, doch Plautus und Terenz erinnern uns kaum daran, daß sie Römer sind, und für solche dichten.

Bei diesem Volke, wenn dergleichen möglich war, hätte ein ganz anderes Originaldrama mit ganz anderen Gesinnungen erwachsen müssen. So finden wir mit Recht bei den Franzosen ihre Denkungsweise und den Hof ihres Ludwig wieder; zu tadeln ist nur, daß sie dies mit der griechischen Gesinnung, die sie nicht verstanden, verbinden wollten: die Galanterie einer konventionellen Feinheit mit der erhabenen Naivität einer Heldenvorzeit, wodurch sie Ungeheures und Widersprechendes erschufen, so daß die Natur (was sie so nannten) lächerlich erscheint. Der Eid, Althalia und manche andre Tragödien lassen diesen Tadel nicht zu, indem das falsche griechische Ideal, oder eine erträumte Römerwelt sie hier nicht störten. Der Spanier hat gleich vom Anbeginn diese falschen Bestrebungen aufgegeben, und wie vieles in seinen Gedichten auch konventionell, Hofsitte, wortreiche Galanterie und Phrase ist, so verbindet es sich fast immer schön mit dem Grundton des Werks, das immer eben so sehr Märchen als Wahrheit sein will. Diese poetische Feinheit und redselige Höflichkeit ist es gerade, was die poetische und prosaische Welt in der Regel so glücklich verbindet, und weil das Unmögliche, worauf der Franzose ausgieng, vom Anbeginn ist aufgegeben worden, so sieht der Zuschauer Griechen, Römer, Perser und Indier, Nordländer und Neger in den seltsamsten Verbindungen, die wunderlichsten Dinge versuchend, vor sich vorübergehn, ohne auch nur einen Augenblick an seiner Umgebung, Heimath und deren Gewöhnung und

Sitten irre zu werden, oder sie zu vergessen. Seit dritthalb Jahrhunderten besitzt der Spanier eine National-Bühne, deren spanischer Charakter eben darin besteht, daß sie alles auf diese Weise verschmelzen und gebrauchen kann, so daß jeder, der in den Saal tritt, auf das Bestimmteste weiß, was ihm bevorsteht.

Der Engländer, so national er in allen seinen Gedichten ist, hat sich nicht in einer so engen Manier beschränkt. Die Wahrheit, die er in der Größe der Leidenschaft, wie in der Deutlichkeit der Motive sucht, das Menschliche, das ihm durch keine konventionelle Manier soll verdrängt werden, bestimmt ihn, größer anzulegen, weiter auszuholen und sich tiefer zu begründen. Er ist also psychologischer, origineller und seine Weltansicht (wie wir es jetzt nennen) begnügt sich nicht an Allegorie oder einem gewissen Mystizismus, um so weniger, da die Religion, die der Spanier so häufig auf der Bühne braucht, ganz aus dem Spiele bleibt. Beim ersten Anblick mag manchem Freunde der Spanier, oder diesen selbst, Shakespeare prosaisch erscheinen, in der Tiefe ist er aber wohl eben um so poetischer, als er mehr Mannigfaltigkeit entwickelt. Von den Deutschen und ihrer Weise ist in dieser Hinsicht nur schwer zu sprechen, da sie so oft alles erreichen wollen, und eben deshalb auch im nahe Liegenden zu kurz kommen.

Kann denn nicht aber auch ein Lied dramatisch sein? Gewiß, und wir haben deren vortreffliche, so wie dramatische Romanzen, Erzählungen, die fast ganz in Schauspiel und Dialog aufgehen, und diese drei Hauptarten der Poesie (unter welche sich wohl alle zu künstlichen und gesuchten Abtheilungen der Poesie bringen lassen, mit welchen sich die deutschen Registratoren immer noch quälen) können sich in allen Gattungen durchdringen, wenn auch

die eine immer die Basis sein muß. Klagt man doch auch (und neuerdings mit mehr Recht und Ursache, als je), daß unsere Dramen allzu lyrisch werden, daß so viele andere aus Romanen und epischen Gedichten geradezu abgeschrieben sind, oder, wo dies nicht geschcehn, oft wohl eine gute Erzählung statt eines verfehlten Bühnenstückes abgeben könnten.

Man kann aber auch wohl, ohne den Sophisten zu spielen, diese Eintheilung und die charakteristischen Kennzeichen auf ganz andre Dinge, z. B. auf den Staat, die Bürger desselben, auf ihre Verhältnisse untereinander, und was dem ähnlich sieht, übertragen. Die unmittelbare Noth und Freude des Lebens, der einfache Genuß, das Ringen nach diesem, Schmerz, Freundschaft, Liebe, alle diese Empfindungen und Verhältnisse, die sich aus ihnen erzeugen, lassen sich wohl mit der Lyrik vergleichen, sie scheinen eben so selbständig und mit den künstlicheren Verhältnissen kaum in Verbindung zu treten. Das Wesen der Regierung, in ruhigen geordneten Zeiten, die Stellung nach außen, Geseze, die nicht unmittelbar in das Wesen der Familie eingreifen, der Krieg in der Fremde, der geschlossene Friede, die Gegenwart oder Abreise des Regenten, seine Vermählung, sein Hofstaat, alles dies ergötzt den Beschauer aus einer gewissen Ferne, die den Zustand behaglich macht; diese Ferne rückt zuweilen näher und tritt wieder zurück. Man möchte diese Zustände episch nennen. Was aber immer in den innersten Kreisen der Familie sich ununterbrochen mit fortbewegt, dessen dramatische Gegenwart niemals kann verkannt werden, ist eben das Leben und Verhältniß der Familie selbst, die Pflichten der Kinder und Eltern, das Band der Ehe, die Heiligung des Kreises durch die Religion, der Glaube an diese und der Zusammenhang mit Kirche und Priester, der Gehorsam gegen

Obrigkeit oder angeborne Herrn, die Unmöglichkeit des Widerstandes. Dieses und was ihm verwandt ist, so manche Anstalten des Staates, die oft wohlthätig, oft drückend jeden Einzelnen anfassen, das Vertrauen auf das Wohl des Landes und dessen Sicherheit, berührt und umgiebt in jeder Minute seines Lebens den Kleinsten wie den Größten, es ist niemals entfernt, sondern nahe, und das Nächste selbst so sehr, daß es mit dem Leben des Menschen verwachsen und eins mit diesem ist.

Das Drama entwickelte sich in Europa zu einer Zeit, als große Stürme über alle Länder gegangen waren, als nach Umwälzungen und neuern Gestaltungen der größten Verhältnisse Friede und Sicherheit wieder eingekehrt war, aber der geistige Kampf und das Ringen nach neuern Erkenntnissen immer noch fortdauerte. Es war wohl nicht möglich, daß das Theater sich früher frei bewegen und ausbilden konnte, weil ganz andre Angelegenheiten und Bedürfnisse den Menschen in Anspruch nahmen. Eine große Zeit der Poesie lag hinter aller Erinnerung schon weit zurück, die Gestalt der Kirche, der Fürst, die größten Angelegenheiten waren vormals weit näher und unmittelbarer mit dem Leben verbunden gewesen, Volksfeste, Aufzüge, ProzeSSIONen, poetische Feierlichkeiten bei jeder Veranlassung, Krönung, Vermählung der Großen, die Repräsentation überhaupt, die sich früher immer mit dem Dichterischen verband, gaben allen Ständen fast ein fortwährendes Schauspiel: und das ganze Leben hatte sich gleichsam in ein großes Drama verwandelt, in welchem jedermann abwechselnd Mitspieler und Zuschauer war. Nachdem nach eintretender Verwilderung die Zeit ermattet war, nachdem die Kirche in vielen Gegenden zurückgedrängt, und die Bedeutung des hohen Adels vermindert wurde, der Bürgerstand sich durch Handel und Reichthum selbstän-

diger erhoben hatte, und das bewegte Geschlecht im Streit über Religion etwas ruhiger geworden, entstand mit vielen andern Bedürfnissen das Theater.

So wie es in und von der Gegenwart lebt, nahm es natürlich in seinen ersten Versuchen jene religiösen Streitigkeiten auf, die damals die Welt so lebhaft beschäftigten. Sehn wir ja schon so früh den patriotischen Aeschylus den Sieg seines Vaterlandes über die Perser dramatisch verherrlichen: ein großes und merkwürdiges Gedicht und ein Musterbild, wie vom wahren Dichter auch das Nächstliegende, kaum Vergangene, würdig kann als Gemälde aufgestellt werden. Hat doch schon Aristophanes im Schlimmen wie im Guten seine eigene Zeit hingestellt, als Spötter, Rathgeber, Ankläger und Verfolger, doch immerdar als Dichter. Wüßten wir nur erst mit wehr Gewißheit, ob wir ihn Demokraten, Demagogen oder Aristokraten nennen sollen, oder ob er abwechselnd alle diese Namen verdient. Die genaueste Kenntniß der Zeit und ihrer Umstände kann nur erst den Standpunkt angeben, von wo wir ihn ganz verstehn. Längst ist es dem Euripides vorgeworfen worden, daß er oft die Bühne gebraucht, nicht bloß seine Zeit zu schildern, sondern selbst dem Thörichten oder Bösen, was in ihr wucherte, zu schmeicheln, oder seine Privat-Meinungen und philosophischen Ueberzeugungen durch das Theater zu verbreiten. Diese aufregende demagogische Gewalt der Bühne hat sie auch, fast in allen Zeitaltern, einer strengern Censur, als alle andere Kunstproduktionen, und nicht mit Unrecht, unterworfen, wenn diese Aufsicht nicht, selbst wieder verfolgend und böseartig, gegen das Gute und Schöne gerichtet wird.

Wenn das Theater die Stelle einnimmt, die ihm geziemt, um eine wirkliche Bühne der Nation zu sein, so ist

es eben durch den Reiz, den die Gegenwart darauf ausübt, für feinere Sinne ein schnell zeigendes Differblatt aller innern Triebwerke des Staats und der Bewegungen, die die Zeit ausspricht und in sich aufnimmt. So bei den Griechen, Shakspeare's Bühne, den Spaniern und zum Theil den Franzosen in der besten Epoche. Sinkt das Theater zur Belustigung und zum Zeitvertreib hinab, gankelt es nur noch, so kann es der müßigen Menge nur behagen, wenn es großen Erscheinungen und Gefinnungen ganz aus dem Wege geht; Fragen, Carikaturen, Unwahrheit und Lüge, so wie verläumdende Polemik werden an die Stelle des ächten Spiegelgolds der Zeit treten, und um Beifall buhlen.

Von jenem Kampf für und gegen den Staat, den uns die griechische Bühne zeigt, von jenem Streiten für die Formen der Religion, die Verherrlichung des Hofes und dergleichen, finden wir bei dem großen Dritten nichts, wohl aber die tiefstimmigsten Andeutungen und Entwicklungen der Staatsweisheit, der Seelenlehre, der Leidenschaft und des innersten Wesens der Phantasie, mit dem Verstande und der Vernunft, dem Wisz und Humor, bis zum Spasz hinab, im innigsten Bunde. Wieviel dieses Gemüth auf seine Zeit und Nachwelt gewirkt habe, und vielleicht, ja wahrscheinlich noch in die Zukunft hinein wirken werde, ist schwer zu bestimmen. Mit dem zunehmenden Verstandniß kann aber die Wirkung nicht ausbleiben. Dieses kann aber auch abnehmen, und vielleicht einmal auf eine Zeit lang verschwinden.

Wie in den Werken dieses größten Geistes durch die tiefste Erschütterung der menschlichen Natur, oft durch die scheinbare Vernichtung aller Wirklichkeit, die Wahrheit und Weisheit immer siegend empor steigen, und aus dem Chaos der Leidenschaft und Verzweiflung neue Kräfte mit sich her-

auf bringen, so waren die früheren Franzosen, Molière abgerechnet, in Nachahmungen und Originalwerken ganz rhetorisch, ihre Bühne strebte nicht nach Wahrheit und Natur, sondern begnügte sich mit dem Konventionellen, dem Schmuck der Rede und einer erhigten Leidenschaftlichkeit. Voltaire und dessen Zeitgenossen entdeckten ein neues ergiebiges Feld, und im Gewinn neuen Reiz, indem sie in die Darstellung und Poesie zogen, was ihre Vorfahren ganz unberührt gelassen hatten. Die Zeitumstände hatten sich so geändert und verwandelt, daß das Königthum, das vorher in ehrwürdiger Ferne stand, ohne Glanz und Blendung näher gerückt, daß sein Ansehn geprüft, seine Macht drückend gefunden und getadelt war, und bald der Satire Preis gegeben ein scharfes Gewürz wurde, um dem satten Gaumen neue Gerichte annehmlich zu machen. Unschuldige Stellen früherer Dichter, die mit Verehrung des gegenwärtigen Herrschers naiv über Tyrannei und Despotismus gesprochen und den Frevel geschildert hatten, erhielten zugleich eine verdächtige Beziehung, und auf jene unangefochtenen gestützt, stellten die neuen, sehr bewußtvollen Schriftsteller sich eben so unschuldig, um ungestraft, aber nicht unbemerkt ihre Bitterkeiten an den Mann zu bringen. Dadurch wurden Macht, Königthum, Fürsten und Gesetzgeber, die kurz vorher noch in einer Ferne standen, die ich episch nannte, durch immerwährende Beziehung zum nahen und nächsten Bedürfniß des alltäglichen Lebens herabgezogen, und sie selbst, so wie die Angriffe auf sie, wurden dramatisch und allgemein verständlich gemacht. Die Religion und Priesterschaft, ihre nahe und unmittelbare Verbindung mit dem Volk und Leben, ihre beständige Gegenwart, die ich oben dramatisch genannt hatte, wurden noch mehr und schärfer der Prüfung des Menschenverstandes, des Wiges und Gefühls übergeben, und von der

Bühne herab die schon aufgeregte Menge zu Schiedsrichtern über eben so heilige als tiefkönnige und vielseitige Gegenstände aufgerufen, eine Menge, in der sich durch diese Würdigung auch der Geringste als Philosoph und Gesetzgeber erscheinen durfte. Dies gab Voltaire seinen Ruhm und seine Popularität, dies erregte den Gegenkampf der Bessern, die aber für den Augenblick erlagen, weil die Strömung der Zeit ihnen entgegenstieß, der aufgeregte Geist sich ihnen in der Uebersahl der guten Köpfe entgegenstellte, nicht selten auch feile Scribenten, die mittelmäßige Autoren und schlechte Menschen waren, die Vertheidigung verdächtig machten. Gegen diese modernen Angreifer gehalten ist Molière's Tartüffe ganz unschuldig, und Lessings Nathan spielt einen weit edlern Krieg in ein ganz andres Feld hinein. Seit jener französischen Wendung der Poesie aber, vorzüglich der dramatischen, haben alle Nationen an dieser Polemik Theil genommen; viele, und oft nicht zu verwerfende Autoren, zogen ihren Enthusiasmus und Ruhm aus dieser Widerseßlichkeit, indem ihre Begeisterung an der Hand des planen Menschenverstandes, ihnen allenthalben Unsinn und Verächtlichkeit zeigte, wo die Vorfahren Heiligthum, Würde, Weisheit und Nothwendigkeit des Schicksals anbetend und verehrend wahrgenommen hatten. Es giebt kaum eine Einrichtung und Ueberslieferung, Stiftung oder einen Stand (den letzten des Bettlers, oder Sklaven ausgenommen, wenn man hiet noch von Stand sprechen kann), der nicht verspottet, erniedrigt und angeklagt wäre, und der treffliche Coleridge in seiner Lebensbeschreibung bezeichnet mit Recht viele der gefeierten Tragödien der neuesten Zeit, die in England den größten Beifall erhalten haben, mit dem Namen der jacobinischen. *)

*) Um nicht mißverstanden oder vorzüglich mißgedeutet zu

Deutschland war, als sich die schönste Periode seiner Literatur mit den ersten begeisternden Werken Göthes einstellte, aus einem langen Schlummer, aus einer Trägheit, die alle Kräfte aufzuzehren drohte, durch Friedrich, Voltaire, Lessing, Klopstock, Wieland und Sterne, durch That und Rede aufgerüttelt worden.

Die neuere bessere Zeit war vorbereitet, sie konnte wohl nicht ausbleiben, aber es war eine Gunst des Schicksals, daß sie von einem so hohen Genius, wie Göthe, ausging; daß das Edelste und Eigenthümlichste der deutschen Natur, das bis dahin gleichsam todt und unerkannt da lag, jene Treuherzigkeit und Kraft, jene biedre Schalkheit, die allein nur, trotz dem Geschmacklosen, manche unsrer ältesten Autoren liebenswerth machen, die Süßigkeit und reine Unschuld der Sprache, nebst der Bedeutsamkeit und Fülle, jenes bewegte, schöne Gemüth und tiefgerührte Herz, daß dies Alles jetzt zuerst in Schönheit und Gestalt aufblühte, und darum auch die ganze Nation ergreifen und entzücken mußte. Denn Klopstocks großes Talent war mehr orientalisch als deutsch, Wieland mehr Franzose, und Lessing, so deutsch sein Wesen und Streben war, kein Dichter, worüber man sich nun endlich, ohne dem großen Mann im mindesten dadurch zu nahe zu treten, wohl vereinigen könnte.

Jene französischen oder auch die jacobinischen Dramen anderer (wie wir sie nennen wollen) zerstören, wie ich habe andeuten wollen, sich selbst und die Gattung, der sie angehören möchten; denn als Drama wollen sie das nächste Leben, was ich als selbst dramatisch bezeichnete, vernichten. Die Wirkung ist scheinbar und für den Augenblick um so ergrei-

werden, bemerke ich nur, daß von den kräftigen Werken eines Byron hier nicht die Rede seyn kann.

ergreifender; aber ohne jene Unschuld und Ruhe, die aller Poesie und Kunst eigen sein muß, ist auch kein ächtes Schauspiel möglich, und schon deshalb müssen sich alle jene bezeichnen in einer niederen Sphäre bewegen, so vortrefflich auch viele von ihnen in ihrer Art sein mögen. Der Republikaner Aristophanes gehört einer ganz andern Region an.

Göthe nun zeigte sich in seinem Götz sogleich als ächten Dichter, wenn auch nicht historischen Poeten. Die Begebenheit, die er wählte, lag fern genug, um den richtigen poetischen Augenpunkt fassen zu lassen. Der Hinblick auf die neuere, als geringere Zeit, ist nicht bitter polemisch, wenn auch nicht im Geist des dramatischen Gedichtes. — Die Zeit des Dichters, vielleicht etwas vom Dichter selbst (wie beides auch die übrigen Figuren färben mag), ist aber in Weisklingen, seiner Schwäche und der Entschuldigung diese Schwäche sichtbar gemacht, und so, daß es scheint, mag das strenge Schicksal auch schlichten und strafen, so hart es wolle, als müsse Schönheit des Gemüthes und Schwäche im Manne ein und dasselbe sein und werden.

So finden wir die Erscheinung im Elvigo wenigstens wieder, noch auffallender im Ferdinand, der Stella; selbst Faust ist schwach, so wie er in das Verhältniß zu Gretchen tritt; Egmont läßt sich mehr lieben, als er geliebt wird, und im Tasso trauet man der Prinzessin auch mehr Liebeskraft, als dem stürmisch begeisterten Dichter zu. Diese Schwäche ist im Meister und den Wahlverwandtschaften, wie es der Roman gestattet, noch sichtlicher und umständlicher ausgeführt. Wie in der Stella die dramatische Nähe der Ehe, alle angebohrnen und angewohnten Gefinnungen, oder edle Vorurtheile, durch ein Drama erschüttert oder vernichtet werden sollen, hat jedermann damals und noch jetzt gefühlt, und der Titel: „ein Schau-

spiel für Lebende", war ein ungenügender Prolog, so wie das neueste Ende durch Gift und Pistole verletzender ist, als es das ganze Stück vorher je sein konnte.

Ein Gemüth, dem alles, was es sieht, hört und denkt, in Dialog und in Scene zusammentritt, das, wie Göthe, statt einer Bemerkung oder Critik, ein kleines Drama dichtet, wird von Natur und durch Gewöhnung bald Alles wie auf einem kleinen oder größern Theater sehn. Fällt eine so producirende und rasch erregte Phantasie in eine Zeit, wo die Bühne sich noch nicht begründet hat, laufen ganz verschiedene, oft entgegengesetzte Manieren mit gleichem Beifall über das Theater, ist nichts ächtes Ueberliefertes da, was geschützt und geschont werden muß, so kommt ein so begabter Geist (falls er nicht ausdrücklich zum dramatischen Dichter geboren ist), in die Gefahr, den Gegenstand, den er sich wählt, nicht mehr genau zu prüfen.. Vielleicht erkennt er die unerläßlichen Gesetze des Drama, und wirft sie unbesehn in den Abgrund zu jenen conventionellen Regeln, die Natur und Kunst immerdar verkrüppelt haben, — und die Aufgabe seines Genies wird vielleicht sein, jeden, auch den widerspenstigsten Gegenstand, zum Schauspiel umzubiegen, den unpassendsten, vielleicht am liebsten. Durch Kraft wird er die Lücken ausfüllen, durch poetische Seltsamkeit, durch geniale Kühnheit das Unmögliche, wo nicht zur dramatischen, doch zur poetischen Einheit erheben, und ein Werk liefern, welches selbst der eigensinnige Kenner, wenn er es auch nicht Schauspiel nennen kann, doch nur um so mehr verehrt und liebt, als in den Verlegungen sich vielleicht am glänzendsten der wunderliche, herrlich kräftige Genius des Dichters verkündet.

Und so ist dieser treffliche Gdß auch, wie gesagt, kein historisches, vaterländisches Schauspiel, denn die Re-

formation, die die Welt anders stellte, der ungeheure Bauernkrieg, Maximilian und die neuere Zeit Karls des Fünften, ja selbst Sickingens merkwürdige Händel, erscheinen nicht als große wichtige Momente, sondern werden nur angedeutet oder kurz vorüber geführt, die Hauptgruppen stellen sich um einen glücklichen und ehrenwerthen Freibeuter, und um jenen ganz erfonnenen Charakter, dessen Schwanken und zu weiches Gemüth das eigentliche Interesse dem Kunstwerke giebt. Hier schon offenbarte sich kein historisches Genie, das die wichtigen Epochen aus der vaterländischen Geschichte zu seinem Gewebe brauchen konnte. Wie trefflich diese vorüberziehenden Episoden gearbeitet, mit welcher Menschenkenntniß alle Charaktere gezeichnet, in welcher dramatischen und herrlichen Sprache das Ganze geschrieben ist, braucht nicht erörtert zu werden. Das Werk ist meisterhaft als dramatischer Roman, oder scenische Novelle, oder man nenne es, wie man will, nur kein Schauspiel, für die deutsche oder irgend eine wahre Bühne. Darum konnte es auch nur vermittelt gewaltsamer und zerstörender Verkürzungen und Aenderungen gegeben werden, die den Verehrer des Dichters schmerzen müssen, am meisten wohl die, die in spätern Jahren Göthe selbst mit diesem seinen lebensfrischem Jugendgedichte unternommen hat, die eigentlich das Werk ganz zerstören, und ein andres mit ganz andern Elementen an dessen Stelle schieben.

In demselben Sinne ist Egmont (der gewiß zu den frühesten Arbeiten gehört) kein historisches, sondern ein Göthisches Drama und Meisterwerk, kein Theaterstück, da dessen Schluß nach so vielen Ereignissen, Motiven und Charakterschilderungen ganz lyrisch ausgeht, in eine jugendlich edle Heldenbegeisterung, in der wir, von ihr entzündet, vergessen müssen, daß wir uns für die ferneren Schicksale der Bürger, Albaß und Oraniens wohl interessieren

solten. Alles ist eben auf das Gemüth und auf etwas Unsichtbares bezogen. Der Streit um Freiheit, Nachgiebigkeit, Duldung der religiösen Secten, Ansicht des Volks und der Herrscher, über diese Gegenstände, so wie die Verherrlichung Egmonts, durch das schöne Gemüth seiner bürgerlichen Geliebten sichtbar gemacht, ist musterhaft und tief bewegend; aber die Handlung selbst wird nur unsicher fortgeschoben, bleibt oft stille stehen, und vieles, was nicht bloß angeknüpft, sondern genau ausgemahlt wurde, wie der Bürgerstand, tritt schweigend und ohne Erfolg ganz von der Bühne, was in einem ächten Drama ganz unmöglich ist.

Eben so der tiefsinnige Faust: große Scenen, Entwicklung des Gemüths, aber keine Handlung im strengeren Sinne. Indessen hätte dieser Vorwurf wohl nie ein eigentliches Drama werden können, auch wenn der Dichter ihn beendet hätte. Wie meisterhaft ist das Jahrmärktsfest, ohne in diese Absicht auch nur einzugehn. Hier fügt sich Scene an Scene, und Episode an Episode, um so ein humoristisches, possenhafteß Wesen durchzuführen, das, eben, weil es so menschlich und in der innern Absicht so edel und weder bitter noch gemein ist, durch eine poetische Magie trefflich in eine geistige Einheit zusammentritt.

Wenn Göthe alles mehr auf eine unsichtbare, als eine wirkliche Bühne bezieht, wenn es ihm wichtiger ist, die Stimmungen des Gemüthes, dessen Verirrungen und die Gefühle des Herzens, die in zarter Wehmuth, in Sehnsucht und Liebe, in Freude und Leid räthselhaft spielen und sich gegenseitig durchdringen, mit fester Hand des reifen Künstlers zu zeichnen, als eine eigentliche Handlung darzustellen, die aus Veranlassungen und dem Zusammentritt verschiedener Gestalten und Charaktere hervorgeht, und

immerdar äußerlich sichtbar werden muß, so ist er, wie ich es begreife, weit mehr erzählender Romanen- oder Novellen-Dichter, als dramatischer. Sagt er doch selbst einmal (ich weiß nicht, ob mit Recht), man könne sich ein Schauspiel in Briefen denken; daß man sich aber Erzählungen, Romane in geistreichem, wahren Dialog nicht nur denken könne, sondern daß sie wirklich da sind, und oft musterhaft, das haben uns schon die Verfasser der spanischen Celestina bewiesen, dann Lope in seiner Dorothea und manche andre; die Krone und das classische Muster für alle Zeiten werden aber vielleicht die dramatischen Gedichte unserß deutschen Meisters bleiben. Denn er hat sich hier in seinen wahrhaft vollendeten und großen nemlich, eines so sichern und festen Reiches bemächtigt und es begründet, daß ihn schwerlich je ein anderer darin die oberste Herrschaft entreißen wird. Diese wunderbare und einzige Darstellung, in welcher die sanften, fernen und dunkeln Gefühle in reine Schönheit aufgehen, von den süßen, tiefrührenden Liedern und Romanzen an, bis zu Erwin und Claudine; diese himmlische Klarheit der reinen Seele, die gleichsam nackt in der Fülle der Liebe und Unschuld uns gezeigt wird, in Gretchen, Elärchen und andern Gebilden; dieses Verständniß des Herzens, und die Aufdeckung seiner Geheimnisse, wie durch Offenbarung und doch so einfach und kindlich naiv, zugleich von Scherz umwoben, von Tiefinn und Weisheit ernst begleitet, mit tausend Durchblicken in alle Regionen des Lebens und des Wissens hinein, alles dies ist so verbunden und vollendet früher noch niemals da gewesen, aber alles charakterisirt auch den schildernd = erzählenden, den großen Romandichter und Seelen-Maler.

Im Werther zeigte sich die ganze ungeheure Macht des jungen Autors. Vielleicht hat noch niemals ein Buch

eine solche Wirkung auf eine ganze Nation hervorgebracht. Wesentlich ist die Form nicht von den Dramen des Dichters verschieden.

Angeregt durch einen wirklichen Vorfall gab der Dichter dieses Werk, und sehr oft, fast immer hat er sich bestrebt, die unmittelbarste Gegenwart in seine Dichtung hinein zu führen. Ich zeigte, daß der dramatische Dichter seine Gegenwart nicht entbehren könne, aber es war mehr wie einmal auffallend, in welcher Weise und wie mit zu weit getriebener Absicht Göthe hierin verfuhr. Aus Beaumarchais Memoiren, die dieser zu seiner Rechtfertigung herausgab, entlehnte der Dichter dessen Zwiespalt mit dem Spanier Clavigo, und der letztere, indem er noch lange in Madrid nachher lebte, mußte, wie oft, auf den deutschen Bühnen sterben. Dieser Mord und Schluß des Schauspiels ist mit einer gewissen Gewaltthat, aber großem Talent, an das Uebrige dieses Stücks geschoben, und kann nur durch gutes Spiel des Schauspielers gerechtfertigt werden. In einer Erzählung, wenn sie auch den Clavigo auf ähnliche Art entschuldigen wollte, wäre diese zu große Entfernung von Wirklichkeit und Wahrheit nicht nothwendig gewesen; oder, verfuhr die Laune des Dichters auch eben so gewaltsam, war doch in der Erzählung diese Verletzung weniger auffallend. Die Umgestaltung des Egmont, so wie sie da ist, ist an sich selbst ein Meisterstück, und diese jugendliche Begeisterung und Liebe, welche die Wirklichkeit und Zukunft gewissermaßen allegorisch abbildet, war dem jungen Dichter wichtiger, als die große Begebenheit selbst. Historisch ist dieses Schauspiel nur durch die historische Weisheit, die Machiavell, Alba, Egmont, Oranien und selbst die Bürger gelegentlich aussprechen. Die sonderbarste Erscheinung ist die Stella. Die alte Legende vom Grafen Gleichen ist uns, mit den er-

zählten Umständen, und seltsamen, wohl einzigen Fügungen glaublich; unsere Phantasie ergötzt sich an der Sage, und der Dichter, wenn er zu erzählen versteht, kann uns wohl selbst diese doppelte Liebe, das Erwachen des männlichen Herzens zu neuer Jugend, und zugleich die Unentbehrlichkeit der früheren Geliebten und Gattinn begreiflich und annehmlich machen. Im Drama, selbst wenn die Geschichte in der poetischen Ferne des Mittelalters stehn bliebe, wäre die Aufgabe weit schwieriger, die Lösung viel mißlicher. Aber in unsre Zeit und nächste Umgebung hinein verlegt, kann ein junger, umschwärmender, wilder und flatterhafter Mann, ungenügsam und sinnlich, empfindsam und schwankend, in dem man fast Portrait oder Confession erkennen möchte, und die Geschichte als Drama vor unsern Augen dargestellt, weder Glauben noch Beifall abgewinnen. Jene innere Dramatik des Lebens, Ehe, Familie und die nächsten Bedingungen werden zu willkürlich aufgelöst, und, möchte man sagen, parodirt, Ironie und Satire stellen sich beim Schluß ganz von selbst ein, wenn man den Dichter auch als solchen bewundert. Die Phantasie kann unmöglich das Leben der Wesen, für die wir uns so innig interessirt haben, weiter fort denken. Und doch müssen wir es, denn die Möglichkeit, eine solche Vereinigung in der Liebe darzustellen, war ja eben die Aufgabe des Schauspiels. Hier greift der Dichter revolutionär die Bedingungen unsers Lebens im Staat und in der Familie an, zwar mit edlern Waffen, mit dem reinsten Willen, durch das erhöhte Gefühl und durch Rührung, er kann daher weder hier, noch in andern Werken, wo etwas Ähnliches geschieht, jenen Franzosen oder einigen unserer Landsleute gleichgestellt werden.

Als späterhin Göthe den allgemein besprochenen *Tagliastro*, für den wohl nur wenige Parthei nahmen, und

die bekannte Halsbandgeschichte auf das Theater brachte, zeigten sehr viele seiner vormaligen Freunde und Verehrer ein lautes Mißfallen, weil sie, selbst noch befangen, diese Anklage der Schlechten und die Entschuldigung und Rechtfertigung der Schwachen und Hohen nicht wollten gelten lassen; dasselbe begegnete auch dem Bürger-General. Eben so nahm wieder nach Jahren der Dichter die sonderbaren Memoiren der Bourbon Conti zum Gegenstand eines Drama, das, eben weil es zu sehr berechnet, so allgemein gehalten, und mit großer Anstrengung zu bewußtvoll geschrieben ist, alle Welt, auch seine Freunde und Verehrer kalt gelassen hat.

So wenig die Eugenie Eindruck machen konnte, so allgemeinen hatte früher Dorothea erregt. Keine wirklich neuerdings vorgefallene Begebenheit wird erzählt, wohl aber stützt sich das Gedicht auf nahe Erinnerungen und Gegenwart, an welche der große Dichter das Edelste und Schönste reihen konnte, hier auch die Vaterlandsliebe, indem die schöne Seite des geringeren Standes, ohne Uebertreibung und poetische Unwahrheit sichtbar gemacht wird. In diesem epischen Gedichte ist die ganze Art und Weise so, wie Göthe sonst seine Gegenstände dramatisch faßt, die Entwicklung ist eben so ganz aus dem Gemüth, wie er auf ähnliche Art die Iphigenia, und das Idyll: die Geschwister, beschließt. Wie die Gegenwart und Zeit im Meister und den Wahlverwandschaften dargestellt ist, ist oft genug bemerkt worden.

Iphigenia und Tasso stehn scheinbar der Gegenwart ferner; im Tasso aber hat sich so ganz die edelste Persönlichkeit des Dichters, gleichsam die gesteigerte Verwandlung des Clavigo und so manche Schwächen der Menschheit, in poetischem Reiz und Leidenschaftlichkeit ausdrücken können, daß dieses Werk, ausgestattet mit Lehre und

Weisheit, Verstand und Tieffinn, der zierlichsten Rede und wahrer Humanität, wohl immer als ein Musterbild uns und den Fremden, die sich zur Erkenntniß erheben können, dastehn wird. Wollten wir die Schönheit des Gemüthes einem zeigen, der sie noch nie geschaut hat, so dürften wir ihm nur die Iphigenie nennen. Was dieses Gedicht so hoch stellt, und mit süßem Reiz durchdringt, ist eben, daß es nicht griechisch, sondern ganz deutsch und Göthisch ist. Der Anklang der Vorzeit, die Mythe und das Fremde ist eben nur benutz, um das Eigenthümliche zu geben. Eine Nation, die ein solches Werk wahrhaft fühlt, ohne Heuchelei und ohne der Mode zu folgen, braucht nicht geringe von sich zu denken.

Indem das Werk ganz auf dem Gemüthe ruht, Entschluß und Entwicklung aus diesem hervorgeht, und ein Unsichtbares darstellt, das gleichsam aller That und Handlung entgegen gesetzt ist, so ist es eben durch seine größte Schönheit und dramatisch, wenn auch manche Scenen von dramatischer Wirkung sind.

Vom Triumph der Empfindsamkeit spreche ich ungern, weil die zu beschränkte Aufgabe, die auch der Moment und Widerspruch erzeugte, um die Empfindungen, die der Dichter selbst am meisten erregt hatte, wieder mit dem Leben und der Vernunft in Gleichgewicht zu setzen, durch Humor, Witz und Poesie zu schwach ausgeführt ist. Eben so schwach ist die Aufgabe der Lila gelöst, so Göthisch der Gedanke ist; Scherz, List, und Rache ist witziger, und die Fischerinn befriedigt im kleinen Umfange mehr, als Lila, Claudine nicht zu nennen, oder jene reizende Elmire. Nur sonderbar, daß im letzten Idyll die nahe gerückte Gegenwart die Sache unwahrscheinlich macht. In Spanien oder Italien, in einer ältern Zeit, wie wäre da jene Beichte natürlicher erschienen, oder in einer Erzählung, wo wir

leicht glauben würden. Hier, wie in den meisten Dramen des großen Dichters ist das Nahe durch die dramatische Verwandlung etwas zu dicht vor das Auge gerückt.

Was nun aber den Dichter ebenfalls charakterisirt, so wie jenes Ergreifen des Nächsten und Unmittelbarsten, um uns dieses in Dialog oder dramatischer Form vorzuführen, ist ein begleitender Hauptgedanke, der seine Werke gleichsam umfaßt, und uns zwar nicht die innere Deutung aber doch einen Faden für das äußere Verständniß an die Hand giebt. Mehr oder minder, vieldeutiger oder einfacher, bezieht sich diese äußere Umgebung auf alle Theile des Gedichts und das innere Verständniß desselben. Die Wahrheitsliebe der Iphigenia, der Lebensüberdruß Werthers, die Lebensstörung in den Wahlverwandtschaften, die Unbestimmtheit des Meisters, die unpraktische leidenschaftliche Stimmung Tasso's, wie das Faustrecht im Böß, der heroische Leichtsinn des Egmont, die Unempfindsamkeit des Triumphes, die Phantasie in Lila, die sich selbst heilen soll, ja vom Faust bis zum kleinsten Werke hinab, ist ein lenkender, ausgesprochener Gedanke in jedem sichtbar, ganz anders wie in der Antigone, der alten Iphigenia, dem Prometheus oder Hamlet. Kurz, an diesem Gedanken, und an der eigenthümlichen Art, ihn zu gebrauchen, zu entwickeln, mit den übrigen Gedanken zu verbinden, erkennt derjenige, der Geister unterscheiden kann, sogleich unsern Göthe. Aber niemals, und das charakterisirt unsern größten und mildesten Dichter, entfernt er sich von der Schönheit, der zarten Schaam, und allem jenen Menschlichen und Lieblichen, was ihn so hochstellt, und ihm seinen Ruhm für alle künftigen Zeiten sichert. Anders, wie Shakespeare, milder, einfacher, scheuer, anders wie Sophokles, grübelnder, ungewisser; aber beiden, so unähnlich er ihnen in sehr vielen Rücksichten sein mag, verwandt, so wie

durch seine Süßigkeit, dem so oft verkannten Euripides. Nicht so, um doch nach langem Umwege zu diesem zurückzukehren, unser Lenz. Dieser leitende Gedanke nimmt bei diesem weit mehr Herrschaft ein, ist viel mehr isolirt und sich seiner bewußt. Ja, es kümmert ihn auch nicht, ob diese Absicht und Lehre ihn in das Gebiet des Häßlichen und Widerwärtigen führe. Scheint er es doch oft geflissentlich aufzusuchen. Und vielen Dichtern ist es, seit Shakspeare, schon so ergangen, daß sie das Unreine, Uedle in ihrer Schwäche für Kraftäußerung halten, und einen gewissen Cynismus, der der Ohnmacht und erkalteten Phantasie nahe liegt, für Titanengestinnung erklären möchten. Zerissenheit, Widerspruch, Verzweiflung und Krampf hat uns manchen verkehrten Michel Angelo der Poesie erzeugt. Wissen doch auch viele der Besseren aus Hamlet, Lear oder Othello sich nichts Höheres herauszulesen. — Nicht ganz so tadelnswürdig ist unser Lenz, wenn er auch im Hofmeister zuweilen erschütternd das Widerwärtige darlegt, und noch mehr im neuen Menoza, wo das Mißverständniß den Disput und die Entschuldigung über die Ehe mit der Schwester herbeiführt, die freilich um zwanzig Jahr später im Sonderling Kogebue mit noch kälterer Frechheit rechtfertigen wollte. In den Soldaten ist der ausgesprochene Hauptgedanke, daß als Menschenopfer, Mädchen, immer noch dem Staate auf ähnliche Weise, wie in der Mythe Andromeda dem Ungeheuer dargebracht werden müssen, um die großen Heere und die Ehelosigkeit dieser möglich zu machen, ergreifend und überzeugend. Hier will der Dichter nicht, wie in Menoza, die heiligen Vorurtheile der Religion und des Staates angreifend zerstören, sondern das Rechte und Wahre schützen und vertheidigen, indem er den Frevel, den viele ein nothwendiges Uebel nennen wollen,

in allen seinen entseßlichen Folgen, mit den lebhaftesten Farben ausgemahlt, zeigt.

Wenn wir hier die Zerrissenheit des Herzens, Wahnsinn und Unheil aller Art, zerrüttete Familien, zerstörtes Lebensglück, und die Verzweiflung, die aus der Liebe und der schönsten Anlage des Menschen hervorbricht, so überzeugend mit empfinden, so ergreift das Gemälde um so mehr, da es stets durch Sanftigkeit, Sinn, Ruhe und Wehmuth wieder gemildert wird. Nirgend Phrasen, Krampf der Schwäche, keine poetischen Lückenbüßer, sondern alles ist aus Ueberzeugung und eignem Gefühl hervorgegangen.

Nannte ich das innigste Wesen der Götthischen Muse eine gleichsam nackte Schönheit, so ist die des Lenz, so schön und wahr, naiv und lieb die Erscheinung sein mag, doch mit verlegendem Plunder aller Art behängt, die barbarisch die vollen glänzenden Schultern, den schwellenden Busen mit Zierrathen, Ketten und Decken entstellen, den Glanz freilich auch pikanter hervorheben, aber ebenfalls das Gefühl und die Schaam der Nacktheit dadurch erregen, was uns bei der Antike, dem Sophokles und Göthe niemals begegnet.

Wenn Göthe's Muse und Grazie in seiner Iphigenia, Elärchen, Mariane, Gretchen und fast allen Gedichten, in ihrer nackten Schöne triumphiren, so hat Kleists Räthchen von Heilbronn, wenn sie auch unschuldig auftritt, doch schon lange und schwere Ohrgehänge einer Wilden über Hals und Schultern hängen, die sie, wenn auch nicht eigentlich entstellen, doch ihr Ohr beschweren, und uns, wie alles Wilde, einen kleinen Schrecken machen. —

An euch ist es nun, meine Epistel zu verstehn, auszuliegen, fortzusetzen, oder — —.

Oder streiten und anderer Meinung sein, rief der Rechtsgläubige aus, als die Freunde wieder versammelt waren.

Meinetwegen, erwiederte lachend der Reher: dadurch wird wenigstens bewiesen, wenn wir auch sonst über einzelne Behauptungen nicht einig werden, daß unser Meister sich so mannigfaltig und vielseitig ausgesprochen hat, daß seine Werke von so verschiedenem Charakter sind, daß seine ihn verehrenden Freunde sich im Lobe seiner sättigen können, und daß die am meisten einverständenen doch über ihn streiten, und also mit weniger oder vielfacher Rede und Betrachtung sein Wesen nicht erschöpfen mögen.

Doch mein' ich immer, wendete der Fromme schüchtern ein, es sei schon Verlezung eines Mannes, dem wir alle so viel zu verdanken haben; es sei Kränkung jener Pietät, die uns heilig sein soll, nur irgend zu mäkeln und zu wählen, weil wir uns eigentlich selber dadurch Wunden schlagen.

Ich fühle auch immer, fügte der Vermittler hinzu, daß wir nur streiten, um uns das recht deutlich zu machen, worin wir alle einig sind. Es ist gleichsam nur ein Vor- und Nachsatz, die sich gegenseitig erläutern müssen.

Doch nicht ganz so, erwiederte der Historiker; möchte ich doch eher umgekehrt behaupten, man könne an einem großen Manne und einem vielseitigen Talente nicht dies und jenes ganz lieben und verehren, wenn nicht hie und da auch eine Ansicht, eine Gesinnung bei ihm hervorginge, mit der wir weniger übereinstimmen, ja die uns auch wohl recht im Innersten entgegen stehn und zuwider sein kann. Ist es mir nachher vergönnt, das Mannigfaltige in seinem Zusammenhange zu betrachten, so sehe ich freilich von einem höheren Standpunkte vielleicht ein, daß alles, wie es da ist, sein mußte, aber in dieser Ueberzeugung darf ich dennoch meine eignen, nächsten Gefühle

und jene andern Einsichten und Ueberzeugungen nicht aufgeben, die mir denn doch am Ende näher stehn, als der liebste Künstler und seine besten Werke.

Der Historiker, sagte der Keger, wird sich zu mir neigen, denn ich verlange ja auch nur, daß das Bedingte nicht zum Unbedingten erhoben werde.

Der Rechtgläubige erwiederte hierauf: daß Wunderbare und auf der andern Seite Nachtheilige ist es, daß uns der große Autor erst erzogen und verzogen hat. Er selbst giebt uns die Richtung und Bildung, die unsere eignen Kräfte entwickeln. Im errungenen Besiz geht freudig jeder seinen Weg fort, verändert sich, je nachdem Schicksal, Leidenschaft und Stimmung ihn anregen und umwandeln, oder wie vielleicht ein selbst entwickeltes Talent diese und jene gewisse Beschränkung und einseitige Richtung ihm gewissermaßen zur Pflicht machen. Der Keim, den er früher von seinem Lbblinge mitnahm, ist nun in anderm Boden, unter ungleichem Klima in andrer Gestalt aufgegangen, und nun wundert oder erzürnt sich der Liebhaber wohl, daß jener Verehrte, dem er gern alles verdanken, mit dem er ganz und auf das innigste einverstanden sein möchte, indessen andre Lebensquellen ausgegraben hat, die Schönheit in andre Gestalten kleidet, und auch wohl Weisheit, Fülle, Natur und Wahrheit entdeckt und in Tönen verkündigt, die früheren zu widersprechen scheinen, so wie die gefundenen Schätze selbst dem Freunde, der jetzt von andrer Stelle zurücksteht, nicht ganz so in das Auge leuchten mögen, wie sie es denn doch, bei unpartheiischer Prüfung, verdienen.

Und darum, fuhr der Fromme fort, muß, wie bei allem Großen und Heiligen, der vorwizige Zweifel sich beugen, die fast immer unnütze Grübeleien sich dem Glauben gefangen geben, durch welchen wir nach kurzer Zeit

auch das verstehen mögen, was uns auf Zeiten lang als Räthsel erscheinen kann.

Und so, sprach der Vermittler in demselben Sinne weiter, habe ich es selbst, wie oft erlebt, daß gerade jene mir anstößigen Stellen oder unverstandenen Werke mir nach Jahren, indessen ich meine Zweifel und Einwürfe ruhig hatte liegen lassen, ohne sie nur anzuhören, gerade die liebsten und überzeugendsten wurden. Dann entbindet und befreit dasjenige oft unsre eigenthümlichste Natur, was uns anfangs widerstrebt, und viele Kräfte in uns zu bezwingen findet.

Alles wahr, rief der Historiker aus: nur, Freunde, gebe ich euch zu bedenken, daß wenn diese Wahrheit nicht wieder verständig begränzt wird, wenn wir unsre tiefsten Vorurtheile so ganz zum Schweigen bringen wollen, wie auch auf dem Wege sind, alles eigentliche Urtheil einzubüßen. Hüten wir uns nur, statt des edlen Glaubens uns jene unbedingte Skepsis anzueignen, die von dem ächten Zweifel eben so weit entfernt liegt, wie von der Kraft des Glaubens der schwärmende und ohnmächtige Uberglaube. Der vollendete Thor, der Verbrecher, der Wahnsinnige, sie sind auch ein Gemisch von Zuständen, Gesinnungen und Thaten, die, wenn ich mir jene unfruchtbare Unbefangenheit erhalten, oder sie mühsam auffuchen will, mich auch zur Ueberzeugung führt, alles in ihnen sei nothwendig und bilde ein Ganzes und Unabänderliches. War das doch eigentlich die Lehre jener Psychologie, die in unserer Jugend auch so manche Liebhaber fand. Hier gerathen wir auf die Ebene, wo wahr und unwahr, schön und häßlich, thöricht und weise eins und dasselbe werden. Dies ist, so lebendig sich auch anfangs dergleichen Forschungen anstellen mögen, der absolute Tod, der Gegensatz alles Lebens. Dieselben Waffen kann man nun auch ge-

gen das Verdienst, das Edle und die Poesie und Kunst richten. Und was haben jene jetzt verrufenen aufgeklärten Zeiten anders gethan, als in diesem Sinne für einen andern Abgott, die Nichtigkeit, gekochten? Jeder Göze aber, wenn er auch früher etwas Göttliches bedeutet, wird zum Nichtigen; und um dieses, für dieses wird thöricht oder fanatisch gekämpft, mag das Richtige und der Göze auch diesen oder jenen Namen führen.

Das ist meine Meinung, sprach der Keger und Berkehrte sehr lebhaft; hüten wir uns also ja, unsern verehrten Meister nicht eben dadurch herabzusetzen, wodurch wir ihn am meisten zu verehren glauben. Scheint er ja doch selbst, nicht anzunehmen, daß es einen Sterblichen gegönnt sei, durchaus vollendet, immerdar vortrefflich, und in allen kleinen und großen Werken ein Musterbild darstellen zu können. Mag er doch lieber dem Shakspeare Unrecht thun, wie er ihm früher Recht widerfahren ließ, um nur nicht unbedingt ihn loben zu hören, und wenn etwas seine unbeschränkte Bewunderung erregt, so scheint es wohl mehr die Masse des sogenannten Alterthums, die Epoche einer Kunstzeit zu sein, die er sich lieber zu einem Individuum verwandelt, als daß er in irgend einem Künstler die Erfüllung der Kunst sehn möchte. Ich sage auch nur, mir scheint es, denn ich muß meine Unwissenheit oder Mangel an Einsicht gestehn, daß ich auch hier unsern Freund nicht ganz begreife. — Und wieder jenen früheren Gedanken aufzunehmen: ist denn der Zweifel in uns, der rechtnehmlich, nicht auch heiliger Natur und unsterblicher Abkunft? Soll er den Glauben nicht eben so tränken und nähren, wie unsern sterblichen Leib, gleich wie in diesem der Geist, von der Erde und den Elementen unterhalten wird? Derselbe Geist, der den Shakspeare und dessen Vollendung so kurz weg bezweifelt und sie ihm abspricht. (wenn es auch

auch Mißverständniß in ihm ist), muß mir erlauben, ja es von mir fordern, daß ich auch seine Weihe nicht in allen Dingen und Zeiträumen für unantastbar halte. Wo ich ihn verstehe, verehere ich ihn, und sein Jugendgeist hat den meinigen erweckt; in spätern Zeiten ist mir manches, was ich ganz zu verstehn glaube, entgegen, meiner Einsicht sowohl, wie meinem Gefühl; und anderes, wo ich ihn nicht fasse, ist denn vielleicht — vielleicht sage ich — aus Eigensinn, Laune, Widerspruch, unmittelbarer Stimmung hervorgegangen, und es muß ermittelt werden, ob die Ursache des Nichtverstehens an mir, oder am Autor liegt.

Der Historiker stimmte bei, die übrigen wurden erst unruhig, dann heftig. Man stritt hin und wieder, und schien sich immer weniger zu verstehn, sei es nun, daß der Gesichtspunkt zu sehr verrückt war, oder daß alle im Eifer übertrieben. Endlich sagte der Reher: meine Freunde, wir wollen nichts entscheiden, aber uns vorläufig über Einen Punkt vereinigen. Göthe hat eine lange Laufbahn, und in dieser sehr verschiedene Perioden durchmessen und verschiedene Studien und Töne versucht. Streitet fort, aber vereinigt euch darüber, welcher Göthe, ob der jugendliche, reife, ältere und alte, euch der liebste sei, welchen ihr in früheren Jahren oder jetzt genau gekannt haben möchtet, von welchem ihr euch den meisten und besten Einfluß auf euch, den liebsten Genuß versprechen müßtet. Und damit ich euch nicht bestechе, oder durch Vorliebe zum Widerspruch reize, so laßt uns jenes Experiment des Fortunat wiederholen. Schreibe jeder verdeckt einen Zettel, alle wollen wir dann vergleichen. —

So geschah es; und als der Reher die Stimmen zählen wollte, fand er auf jedem Blättchen geschrieben: Der jugendliche Dichter, bevor er nach Italien ging: — ein Paar lauteten: ehe er Frankfurt verließ.

Brief des Rechtgläubigen an die verbündete Gemeinde.

Durch das gestrige Kunststück sind wir eben doch alle nur, wie durch einen geschickten Taschenspieler, auf einen Augenblick hintergangen worden. Es kann unter uns, die wir uns einander und den Gegenstand, über den wir streiten, kennen, nicht davon die Rede sein, was unserer Imagination, Bequemlichkeit, unsern Angewöhnungen und dergleichen in dem großen Manne zusetzt. Gewiß hat der talentreiche Jüngling, der ächte Genius, in seiner frischen ahndungsreichen Jugend alles für sich, die Herzen zu gewinnen und die Imagination zu bestechen. Er ist für uns zugleich ein Uebermenschlicher, der mit Zauberkraft unsere edelsten Kräfte und geheimsten wunderbarsten Träume erweckt und zur Klarheit belebt, und er selbst ist zugleich in unbewußten träumerischen Zustand fast noch von der zarten Blüthe der Kindheit umschimmert, wir fühlen im noch unentfalteten geheimnißreichen Wesen die ganze Zukunft, den Mann und Greis, im Muthwillen und fröhlichen Scherz die Weisheit und den Ernst des tief sinnigen Forschers. Ein so Begabter tritt im Morgen seines schönen Lebens immer wie eine Gottheit, wie die sichtliche Offenbarung des Himmlischen unter uns; und wer würde sich nicht angezogen und in der Nähe einer solchen Erscheinung begeistert fühlen, wenn der Genius zugleich edlen Leib und Geberde angenommen, wenn er von den Göttern mit dem Glanz der Schönheit begabt ist? Und unser Göthe muß in seiner Jugend in jeder Art wie ein Wunder unter seinen Freunden und Zeitgenossen da gestanden haben. Und obenein, da die Ahndung für unsere Phantasie immer mehr ist, als die Erfüllung, sei diese auch noch so reich: im Jüngling offenbart sich das Unendliche, Unbedingte und

Unbegreifliche, weil wir ihn eigentlich weniger kennen, als über ihn schwärmen und träumen.

Aber wie sich der Jüngling als Mann entwickelt, wie er aus dem Unbestimmten, Ahndungsvollen die Wahrheit mehr und mehr erkennen lernt, auf welche Art er sich ausbreitet und in sein Wissen, Denken und Dichten mannigfaltige, fernliegende Gegenstände aufnimmt, um Natur und Geschichte, Philosophie und Poesie, alles gegenseitig zu durchdringen, aus einem für das andere zu gewinnen, das ist die Aufgabe für den wahren großen Mann, um sein Zeitalter zu erleuchten, und der Nachwelt sich und seine Gegenwart interessant und lehrreich zu machen. Und hat dies irgend ein Autor gethan, der weit mehr erfüllte, als er je versprach, der den ganzen Umkreis des Daseins, so wie ihn ein edler Geist umfassen möchte, durchlebt, durchdacht, und das Ganze wie jedes einzelne Verhältniß durch die Strahlen seines Genius erleuchtet und uns erklärt hat, so ist es ohne Zweifel unser Landsmann, unser verehrter Göthe mehr wie irgend ein Autor der alten und neuern Zeit, zu dessen Bekanntschaft ich habe gelangen können. Dürstig, knapp, eng, verdüstert erscheinen mir gegen ihn gehalten, die meisten, und unter diesen die besten selbst. Denn dieses Allumfassende, daß ihm nichts, was menschlich ist, sei es in Wissenschaft, Natur, Kunst, Poesie, Geschichte und Sitte fremd geblieben, daß das ganze vollständige Leben in seinen Werken und Worten aufgegangen ist, und vor uns da liegt, ist es eben, was ihn charakterisirt. Mag man sich hinwenden wohin man will, in die entlegensten, fast nie besuchten Gebiete, so wird man, indem uns wieder ein Werk dieses großen Mannes entgegen leuchtet, unvermuthet einen Wink, eine Erklärung, ein so helles Licht gewahr werden, daß wir oft erst durch ihn das Seltene, Fernliegende erkennen und uns aneignen, oder daß er uns

über das lebendig belehrt, worin wir glaubten, recht sicher und allgegenwärtig zu Hause zu sein. Sein Reichthum läßt sich nicht ermessen und zählen und er kann sagen: „nur Bettler wissen ihres Guts Betrag.“

Darum ist er auch nicht Dichter bloß, sondern auch Weiser, ja Prophet, dessen Begeisterung Vorzeit, Gegenwart und Zukunft durchdringt, um in klaren, tiefen, geheimnißvollen und räthselhaften Sprüchen abwechselnd die Mysterien alles Daseins anzudeuten, aufzuschließen und in heiliger Weihe mitzutheilen. Wer sich in seiner erhabenen Gegenwart nicht besinnt, und noch der Zerstreuung und Nichtigkeit anheim fällt, der möchte wohl nie zum Bewußtsein zu bringen sein.

Ein Autor, der auf solcher Höhe steht, gehört eben sowohl der Welt, als seinem Vaterlande. Soll er aber eine solche Reife erlangen, so wird und muß er manches wegwerfen und vernachlässigen, was seine Zeitgenossen gern auch von ihm gewürdigt und anerkannt sähen, um den Besitz, die Bildung, die sie selbst im Innern als schwankend anerkennen, sich auf eine Zeitlang scheinbar noch zu befestigen. Doch „wenn die Nachwelt mit genießen soll, so muß des Künstlers Mitwelt sich vergeffen.“

Und läßt sich denn der Bildung, die ein solcher Geist erstrebt und sich aneignet, irgend eine Richtung, ein Gesetz vorschreiben? Wenn irgendwo Schicksal und Charakter, Freiheit und Nothwendigkeit zusammenfallen, so ist es hier, indem eine solche begabte Natur das Höchste, was dem Menschen vergönnt und erlaubt ist, sich zu eigen zu machen strebt. Muß ein solches Individuum nicht manches Individuelle entfernen, um das Allgemeine zu erfassen? Es ist eben nicht mehr davon die Rede, ein Talent auf das Bestimmteste, sondern den Menschen selbst bis in seine Tiefe und seinen weitesten Umfang zugleich auszubilden.

Gewiß ist es leichter, den Künstler als solchen, an sich selbst und an andern zu messen. Die Werke und die Geschichte der Kunst, so wie die ächte Critik geben einen festen Standpunkt, die Kunst und Poesie zu würdigen, das Bessere, Höchste und Schwache abzuschätzen. Die Ungewißheit, ja der Schwindel, der sich auch dem Kühnsten entgegen wirft, der das Verdienst Göthe's, sein Verhältniß zu Naturforschern, Kunstkennern, Politikern, Philosophen, Poeten und Gelehrten messen und bestimmen wollte, erregt wohl manchem die Vermuthung, dergleichen dürfe nicht sein, und das Zagen, was nicht Bewunderung zu werden wagt, wirft sich lieber wohlgemuth in den Fadel, um nur irgendwo festen Fuß zu fassen.

Schwerlich hat sich schon ehemals ein großer Mann in dem Grade die Gesamtbildung der Menschheit aneignen wollen oder können. Dieser Dichter ist zugleich selbst als Mensch ein vieldeutiges, tiefsinniges und vollendetes Kunstwerk geworden. Sollten wir uns und ihn so mißverstehen, mit ihm kümmerlich zu rechten, daß er dieses hätte thun, jenes unterlassen mögen, um in ein anderes Bild hinein zu wachsen, das eine einseitige Vorliebe für diese und jene seiner Eigenschaften aus ihm schnitzeln möchte? Wenn wir dankbar sind, daß er unser ist und uns gebildet hat, wenn wir ihn ohne Heuchelei bewundern und immerdar von ihm lernen, so haben wir genug gethan. Büßen wir hie und da Poesie ein, die er uns vielleicht gegeben hätte, wenn ihn nicht andere Studien beschäftigt, hätte er vielleicht als Dichter manches übertroffen und ergänzt, wo wir jetzt bei andern oder ihm Lücken wahrzunehmen glauben, so beruhige uns für ihn und für uns selber das tiefsinnige Wort: „Der Mensch gewinnt was der Poet verliert.“

Rede, oder Predigt des Paradoxen in der Gesellschaft, als alle Freunde ver- sammelt waren.

Nun ja, freilich, so ist es, Amen. — Glaubt ihr nicht, meine theuern Zuhörer, daß ich alles, was unser Rechtgläubiger gesagt und erwiesen hat, gern und aus vollem Herzen unterschreibe? Gewiß und ich hoffe, wir sind alle, so wie wir hier versammelt sind, darüber einig. Wenn aber der Streitende, der Paradoxe, oder wie er heiße, auch einverstanden ist mit dem Stärksten und Besten, womit sein scheinbarer Gegner den scheinbaren Streit zu endigen scheint, so ist darum die Sache noch nicht allemal abgemacht und beschloffen. Ein so bedeutendes Thema (und ein solches ist es, oder wir haben gar keins) spinnt sich ins Unendliche fort und zukünftige Geister werden noch einst zu unserm Colloquium hinzutreten, um Recht zu geben, Tadel einzuwerfen, und vieles, was uns nur halb klar bleiben muß, aufzuklären. Denn was wollt ihr, wenn wir auf dem zuletzt angegebenen Punkt bleiben? Etwas Großes und Allzugroßes, was wir gewiß nicht schlichten können. Nicht nur einen der größten Männer in allen seinen Eigenheiten erkennen und verstehen, sondern zugleich die ganze Kunst und Wissenschaft. Nicht wahr? Und das ist für uns, mögen wir uns viel zutrauen, allzuviel. Ich setze voraus, daß wir nicht leere Phrasen und Complimente ausspielen; und so zieh' ich mich denn von diesem unermesslichen Umkreise, für den mein Auge zu schwach ist, zurück, um lieber mich und meine einseitige Meinung zu erläutern. Denn das Einseitige, Bestimmte ist es denn doch, was faßlich ist: und ist es nur nicht willkürlich,

Grille, Armuth und Unbeholfenheit, so wird es von selbst die tieferen Gedanken aufregen und das Richtige und Wahre andeuten können.

Meine Werthgeschätzten: ich darf voraussetzen, daß mir keiner das Wort im Munde umdreht, denn Sie sind keine Recensenten. Ich weiß, daß Sie alle denken, studiren, lernen, und mit der Wissenschaft Ernst machen. Dürst' ich glauben, daß sich einer hier eingeschlichen habe, der nur gewohnt ist, Tageblätter zu lesen, um sich das Denken abzugewöhnen? „Denn etwas denken ist doch immer nütze,“ — sollte das Motto der meisten dieser Blätter sein, daß sie vergessen und immerdar das Gegentheil durch die That ausrichten. Auch so schwachsinnig ist Keiner, daß er meint, oder sich vor noch Schwächeren das Ansehen einer solchen Meinung giebt, — ich wolle einen großen Mann lästern, erniedrigen, beschimpfen, oder mich selbst über ihn stellen, — wenn meine Bewunderung und Verehrung nicht bloß eine kindisch lallende ist, wenn sie sich des großen Gegenstandes bewußt werden will. Was kann das Anstaunen der Knaben, oder das Schreien der Menge doch den Künstler und großen Mann interessiren? Demüthigen muß es ihn, wenn er darnach hinhört, weil dieselben Vergötterer auch das Unwürdigste anbeten, dann schmähen, um endlich, wenn das Gold verpulvert ist, aus Lehm das Kalb zu bauen, um welches sie tanzen.

Wer von unserm Göthe nicht lernen kann, er sei Staatsmann, Philosoph, Naturkundiger, Poet, Mahler oder Denker und Geschäftsmann, bis zum Bürger und Bauern hinab, der lehre nur schnell um, um seinen Trost in den vielen Boutiken der Literatur zu suchen, die allenthalben zur Schmach der geistigen Regierung und Polizei offen stehen. Das prophetische Wort eines solchen Geistes ist belehrend, ermunternd, tröstend, lebenerfrischend,

daß heißt, es ist, wie es dem wahren Dichter eignet und geziemt, prophetisch.

Wir wissen alle, was uns die Propheten des alten Bundes bedeuten können. Trost, Muth, Kraft, Weisheit, Lebensfülle kann jeder aus ihnen schöpfen. Aber zu kurz gekommen ist jeder, herabgewürdigt hat sie immer der, der das Nahe und Nächste, den Gang der Zeitläufe aus ihnen erforschen und vorhersagen wollte: denn er machte das Auge, das in Zeit und Ewigkeit schaut, wieder kurzsichtig, weil es die Gewinne des Lotto = Rades errathen und verkünden sollte.

Wenn ich nicht zu strenge und folgerecht spreche, so vergeßt nicht, daß ich nur ein neues Fragment den vorigen Fragmenten habe hinzufügen wollen.

Auch Homer galt den Alten so, wie unserer Zukunft wohl Götthe dastehn wird: sie fanden alle Weisheit in ihm; aber die Virgilischen Loose und Drakel waren Thorheit, so wie die aus der Bibel gezogenen Schwärmereien, und der Held, der aus der Ilias Heldenbegeisterung nahm, konnte wohl nicht den Schlachtenplan aus ihr lernen wollen. Buonaparte soll in der Jugend viel den Ossian gelesen haben, aber gewiß nicht, um von Fingal seine Manöver zu lernen. Camoens und Ariost, Shakspeare und Schiller dürfen und werden begeistern, aber nicht in jenem engen Sinn einer unmittelbaren Anwendung.

Wenn wir die ächten Dichter auch weise Dichter nennen, so meinen wir doch ganz etwas anders, als wenn wir von Weltweisen, von weisen Staatsmännern oder Heerführern sprechen. Das prophetische Wort des Zirefiass steht höher, als die irdische Klugheit des Augenblicks, und wird deshalb vom Eigennuß verkannt oder verspottet, aber die Kraft des Schauens ist darum noch nicht die Fähigkeit des Regierens. Will der Prophet zu sehr

in das Individuelle eingreifen, so giebt er seine Weisheit Preis, und will der Handelnde und Verständige nicht vom Propheten Rath und Warnung annehmen, so ist er verblendet und unweise.

Könnten Robertson, Hume und Joh. Müller nicht von Göthe lernen, große Wahrheiten von ihm vernehmen? Jene Geistesblitze auffassen, „die in Einem Wink Himmel und Erde entfalten?“ — Gewiß. — Aber dennoch, — wer von uns hier wird daran zweifeln, daß andere Dichter, namentlich Shakspeare, weit mehr wahren historischen Sinn zeigen und entwickeln? Keines von Göthe's Werken verbindet eigentlich die Historie mit der Poesie, wie Shakspeare in seinen Bürgerkriegen und den römischen Tragödien. — Der Zweifel, ob Göthe seine Zeit und die Größe und Wichtigkeit derselben erkannt habe, liegt sehr nahe. In der größten Krise, als die Welt sich neu gestaltete und ein Kampf vor den Augen Europa's gerungen wurde, der mit den Wundern der alten Welt und dem Edelsten verglichen werden darf, war sein Mißtrauen stärker als die Wahrheit, die sich ihm aufdrängte, er glaubte immer noch nur die Verirrung eines zweifelvollen ungeschickten Volkes und die nüchterne Schwärmerei der Jugend zu sehn. Der Mann des Volkes, der die Gelegenheitsgedichte so hoch stellt, konnte durch diese mit kämpfen und siegen, er konnte jene früheren für den fremden Eroberer vergessen machen, aber erst spät ließ er sich in einem vieldeutigen Festspiel vernehmen, daß in kein Gemüth eindringen konnte. Und doch hat er uns früher Hermann und Dorothea gesungen, doch hatte Egmont niemals so viel Bedeutung als kurz vor diesem großen Kampfe, und dem Streite über und für unerlässliche Volksfreiheit und Eigenthümllichkeit war durch die nächste Noth Feuer auf die Zunge gelegt. — Daß seine historischen Stücke, so

viel Weisheit in Wink, Gedanke und Gefühl sich vernehmen läßt, doch eigentlich der Geschichte aus dem Wege gehn, bestätigt meine Meinung, wenn auch der Dichter als solcher nicht dabei zu kurz kommt, sondern im Gegentheil für seine individuelle Absicht wohl gewinnt. — Herrliche Lebensworte hat Göthe über Poesie ausgesprochen, allenthalben hat er uns zum Quell der Wahrheit hingeführt, — aber ist er darum ein Critiker? Soll derjenige, der sich seine großen Gedanken zu Nutze machen kann, auch darum einzelne bestimmte Ansichten und Meinungen annehmen und unterschreiben? — Durch unvergängliche Dichtungen hat Göthe gewirkt, und es hat sich gewissermaßen aus diesen eine Schule gebildet. Diese könnte und müßte aber viel kräftiger, eigenthümlicher dastehen, und hätte weit mehr gewirkt und die Zeit bestimmt, wenn der Meister deutlich sein Streben ausgesprochen, seine Lehre mehr als errathen lassen, und in Critik überall mehr eine Ueberzeugung und Meinung kräftig erfaßt hätte. War seinem großen Gemüthe nichts fremd, verstand er die fernsten Zeiten und Länder gleichsam an ihrem Fallen, errieth er die geistigen Ahnungen, die sich so eben nur melden, war sein Vaterland allenthalben, und kündigte er eben so gern der Gegenwart und deren Verirrungen, wie sie ihm erschienen, den Krieg an, wie er eben so oft in Schutz nahm und vertrat, was anderen als Mißverständniß oder als Gerings und Tadelnswerthes sich darstellte, so hat diese poetische schwankende Herumtasten ihn auch eben gehindert, einen festen, unerschütterlichen Mittelpunkt in Besitz zu nehmen, von wo Stärke erst Kraft, und Verstehen Einsicht wird. Eine zu große poetische Reizbarkeit, die allenthalben Verständniß findet, wo die übrigen Menschen nur tadeln und schelten, oder nicht begreifen, hindert eben so wie zu große Eingeschränktheit das Centrum der Wahrheit zu

finden. Und so kann der Dichter, auch der große, leicht jener beschriebene werden, dessen Gemüth uneingenommen und ganz frei, ja leer sein muß, damit die Musen Raum in seiner Seele finden. Die einzelnen Lebensworte, die Götthe in allen seinen Schriften, bis zu jenen Gnomen hinab, austreut, und die so oft über Schönheit, Wahrheit und Poesie belehren, werden niemals verhallen, sondern wohl erst in Zukunft die besten Früchte tragen, aber sie sind eben wie herrliche Saamen von Gewürz und Frucht, die Sommerluft und duftender Baum zufällig austreuen und anmuthig umher tragen. Im Tasso ist poetisch mehr kritische Weisheit ausgesprochen, als der Dichter als Philosoph es je vermochte.

Erfordert es aber nicht ein reifes Gemüth, einen fast eben so genialen Geist, als den, der sie ausspricht, um sie richtig zu verstehen und zu würdigen? Um die Widersprüche, mit denen ein Wort gegen das andre, eine spätere Lehre gegen die frühere streitet, zu schlichten? Ueber jeden Text und jedes Thema dieses Mannes läßt sich eine Rede und Predigt ausarbeiten, aber die Harmonie zu finden, den Mittelpunkt zu entdecken, aus welchem alle diese köstlichen Fragmente ein Ganzes bilden, dürfte auch dem Besten und Eingeweihten unmöglich fallen. Und so findet es sich denn auch, daß viele der schwächeren Verehrer, die zum Buchstabenglauben hinneigen, alles, was sie wollen und bedürfen, aus diesen Sätzen heraus erklären, und daß diese Sprüche (wie es eben immer mit den prophetischen geschieht) in manchen Gemüthern eben so viel Irrthum als Wahrheit verbreiten.

Soll und kann ein großer Mann gänzlich von Launen und Grillen frei sein? Sollen ihn nicht auch Verstimmungen des Mergers und Verdrusses heimsuchen dürfen? Und es ist interessant, ergötzlich, und zum Theil belehrend,

ihm zuzuhören, wenn er bald mit Humor, Wiß, Ironie und Parodie, zuweilen auch wohl ganz ehrbar und im strengen Ernst sich alsdann in Sentenzen, Sprüchen, Behauptungen und Einfällen Luft macht. Aber wie bedenklich, wenn manche, die mit ihm auf gleicher Höhe zu sein glauben, weil ihr Sinn wandelbar ist, die gern alles tadeln, weil sie nirgend Wahrheit und keinen festen Standpunkt gefunden haben; alsdann aus diesen Launen und Verstimmungen ihre höchste innigste Meinung heraus demonstrieren, und von Grillen aus gegen und für dieses und jenes kämpfen wollen?

Wie sonderbar steht Göthe in den wenigen Mittheilungen, die er uns als Critiker gegeben hat, andern Autoren gegenüber? Genug, um seine Laune zu rechtfertigen. um seinen Geist zu bewundern, ist in dem Büchlehen: „Rameau's Nefte“ über Diderot und andere Franzosen gesagt; aber auch, um andre zu belehren und ihnen den richtigen Standpunkt zu zeigen. Die orientalischen oder halborientalischen Gedichte haben, wie es nicht anders sein konnte, Freunde und Verehrer gefunden, andre haben dieses Entfliehen, oder diesen Rückzug aus Deutschland weniger verstanden, und diesen muß ich mich ebenfalls anschließen. Den historisch-kritischen Anhang ganz zu würdigen, ist eben deshalb schwer, weil wir, die wir den früheren Göthe zu verstehn glauben, hier einen anders schaltenden Geist antreffen, der uns das frühere, wie das neuere Bild verdunkelt. Derselbe Geist, der „die Wissenschaft und die Natur“ umfassen will, der mit eben so viel Anstrengung und Mühe als Zieffinn, das Höchste in allen Erscheinungen ergreift, hat niemals das Bedürfniß gehabt, in dem Reich, in welches die Natur selbst ihn als König einsetzte, in der Poesie, die Gränzen, den Umfang, die Zeiten und das gegenseitige Verhältniß der man-

nigfaltigen großen Erscheinungen zu ergründen, oder nur kennen zu lernen. Gerade hier, wo man meinen sollte, alles habe das meiste Interesse für ihn, hat er es fast dem Zufall überlassen, welche Kenntniß ihm würde. Er selbst sagte uns zuerst wieder von Hans Sachs und jener alten deutschen treuherzigen Biederkeit und redlichen Gesinnung in jenem herrlichen Gedicht, das wir alle auswendig wissen, wenn wir es gleich nicht als ein kritisches Urtheil annehmen dürfen. Aber, was nun so nahe lag, die große Zeit der Minnesinger, Wolfram, Gottfried, die Nibelungen, blieben von ihm unbemerkt und unbeachtet. Am wunderlichsten ist sein Verhältniß aber zu Shakspeare. Er nennt selbst die Verehrung des Britten, wie er ihn in der Jugend kennen lernte, eine Anbetung. Diese war Leidenschaft, Zaumel und gewiß mit Willkür und Laune gemischt, und jenes abstoßende Element im Fremden, welches den Deutschen nachher immer wieder im Anziehen entfernte, war vielleicht damals das innigste Band der Liebe. Ueber Wielands Gottschedische Anmerkungen war er damals empört. Wie weit der Verfasser des Gdß, wie gründlich oder oberflächlich die schnell entstandene neue Schule Shakspeare kannte und zu würdigen wußte, ist jetzt schwer zu entscheiden. Dieser William hatte sie alle begeistert, und das richtige Gefühl erregte sie alle, daß wenn unsere dramatische Dichtkunst eine Stütze suchen wolle (wie sie es denn muß, da sie nicht aus sich selbst entstanden ist), wenn sie eine Wurzel erstrebe, oder eine unerschütterliche Grundlage, so müßten es nicht die Franzosen, sondern dieser Engländer sein. Ist er ja doch der Anfang und die vollendete Ausbildung der germanischen Bühne, im Gegensatz der romanischen oder südlichen, die in Lope und noch bestimmter in Calderon ihre Vollendung gefunden hat, und von welcher die französische ursprüng-

lich nur eine Abzweigung war. Merkwürdig ist die Auseinandersetzung Hamlets, die uns Göthe in späteren Jahren im Meister gab. Nur ein solcher Genius und ursprünglicher Dichter kann in einer und derselben Entwicklung so viel innigstes Verständniß der geheimsten Räthsel des Autors mit einem so großen Mißverstehn desselben vereinigen. Wie sehr es ihm aber mit dieser Erklärungsweise Ernst, und nicht etwa nur eine noch höhere Ironie des Romandichters war, daran zweifelt wohl keiner von uns. Auch verspricht er in jenem Buche, seine Bearbeitung des Hamlet drucken zu lassen. Diese ist, nach der Beschreibung, eben so wie die Bemerkungen im Meister, ein Anfechten gegen das damalige Mißverstehn, gegen die Entstellung der Tragödie, der schwächlichen Nachgiebigkeit gegen die falschen und unkünstlerischen Forderungen einer unwissenden und verwöhnten Menge. So groß Schröder als Schauspieler war, so mußte doch dieser begründete Tadel auch ihn treffen. Aus den früheren Studien Göthes ging in diesem polemischen Theil seiner Anmerkungen eine so klare Ansicht über den Engländer hervor, eine so schöne Würdigung des unergründlichen Geistes, daß auch der weniger Unterrichtete unmittelbar auf einen ganz andern Standpunkt der Critik versetzt wurde, als jener gewöhnliche war, von welchem man wenig oder nichts sieht. Kein anderer neuer Dichter verdient oder erträgt auch eine solche geistige Sarggliederung, als Shakspeare. Die Art, mit welcher Göthe sein großes Vorbild verbessern wollte, mußte freilich dem Kenner bedenklich erscheinen, und er mußte im Gegentheil wünschen, daß Göthe lieber tiefer geforscht, noch mehr an seinen Autor geglaubt hätte, um noch mehr und gründlicher ihn zu erkennen, und das wundersame Getriebe der Composition klar und überzeugend darzulegen, ohne am Ende doch die wichtigsten Räder heraus zu nehmen,

um andere schwächere einzusetzen, und dadurch eben so viel neuerdings zu verwirren, als er erst in Ordnung gebracht hatte. Er glaubte aber, alle Critik erschöpft zu haben, und hielt damals die Sache für abgethan. Neuerdings nimmt er dadurch, daß er die Sache auf den ältesten Standpunkt zurück drehen möchte, stillschweigend alle früheren Behauptungen und Untersuchungen zurück, wiederholt nicht nur, genau genommen, die unbedeutenden Bemerkungen Wielands in der Uebersetzung des Dichters, sondern macht auf diesem Wege jede Erforschung des tiefen Geistes, jede Untersuchung und jedes Eindringen unnütz und überflüssig. Noch niemals hat augenblickliche Laune und Verstimmung eines großen Mannes dem bösen Willen und der Unfähigkeit des Haufens so zu Munde geredet. Schon in jenem früheren merkwürdigen Aufsatze: „Shakspeare und kein Ende“ konnte man deutlich wahrnehmen, wie diese beiden großen Geister sich nur auf eine gewisse Weite nahe kommen, wie Göthe den größeren Dramatiker nie eigentlich verstehen kann. Ihn stört es immerdar, daß Shakspeare so durchaus nirgend Göthe ist. Hätte der Britte in jener früheren Zeit jemals den Gedanken fassen können, etwas unserm Göthe Aehnliches schreiben zu wollen, so würde er wahrscheinlich in diesem Gebiet des süßen, wunderbaren und leicht verletzlichen Gefühles gegen seinen Mitstreiter ohnmächtig erschienen sein. Konnte Göthe jemals mit dem Engländer auf dessen Gebiete ringen wollen, so mußte er gewiß verloren geben. Aber niemals hat Göthe nachahmen wollen, wenn er sich auch vom Shakspeare und Euripides begeistern ließ. Steht es aber wirklich so, daß Shakspeare in seinen großen und schönen Werken nicht vollendet und untadelig ist, trifft jeder mäßelnde Einwand aus Laune und Unkenntniß hervorgegangen zum Ziel, so hat auch Gottsched, oder wer im-

mer, dem Sophokles gegenüber, Recht, so dürfen ja die Franzosen an Göthe's Tasso und seiner Iphigenie mit großem Unverstand einreißen und anbauen und die schwächlichen Ungeheuer ihrer Bühne sind die höher gestellten Werke des Euripides, Sophokles und Aeschylus. „Wenige Deutsche, ja wohl wenige Menschen sind fähig, ein Ganzes zu verstehn und zu genießen, sie werden immer nur von Einzelheiten entzückt,“ dieß ohngefähr sagt Göthe selbst einmal; aber warum will er denn zu diesen Deutschen gehören? Aus dem Genuß der Einzelheit kann niemals auch nur die schwächste Critik hervorgehn.

Es mag schwer sein, Geister wie Sophokles, Aeschylus, Shakspeare und Göthe ganz und vollständig zu würdigen, und Worte zu finden, wenn auch unser Geist ganz in ihren Kunstwerken aufgegangen ist, um das Wahre auszusagen, und ihre Stellung zur Kunst, zum Höchsten und zu sich selbst genügend zu bezeichnen. Ein anders aber ist es, wenn man das Vollendete als ein solches erfaßt und erkannt hat, aus diesem sichern Mittelpunkt die Angriffe von denjenigen, die nicht das Totale und Vollständige ergriffen haben, abzuweisen. Das Erste wird vielleicht, trotz des ernstest Bestrebens, beim Shakspeare nicht ganz gelingen: aber was die Einwendungen betrifft, so ist es keine so schwierige Unternehmung, alles, was je gegen Shakspeare gesagt ist (und ich glaube alles gelesen zu haben), von Gildon, Pope, Johnson bis Göthe und Schiller zu entkräften, weil diese Angriffe den Dichter und seine Absichten nicht treffen, so daß in der Regel dieser Tadel, wenn man in den Dichter eingedrungen ist, zum Lobe wird. Ein anders ist es freilich zu sagen: er hätte diese Absichten gar nicht haben sollen! Dann fragte man zurück: was will, was soll die Kunst? und diese Aufgabe, wenn wir die größten ausübenden Künstler, aus deren Wer-

Werken und nur die Theorie werden kann, als ungenügend abweisen, dreht sich alsdann in nichtige Forderungen und Systeme hinein, die vom Nebel umzogen und um so enger und dürftiger sind, als sie erst den Schein eines größeren und unendlichen Umfanges gewähren.

Eine andere Ausrede ist: die Gedichte geziemen oder passen unserm Theater nicht. Wenn ich frage, was unser treffliches Theater sei, so dürfte mir wohl kein Intendant, Regisseur, Dichter oder Theaterkritiker eine Beschreibung, Definition oder Antwort geben können. Was Göthe für das Praktische des Theaters gethan, ist bekannt und gerühmt. Einige Talente hat er geweckt, in dem Bereich, den er beherrschte, manches Unziemliche, manche Ungezogenheit verbannt. Aber seine Wirkung (wie es auch von jener kleinen Bühne aus nicht möglich war) läßt sich nicht mit dem vergleichen, was Garrick in England, oder Eckhof und Schröder in Deutschland thaten. Es ist mehr ein Negatives, was er gewirkt hat, als daß das Theater durch ihn vorgeschritten wäre. Es ist wahrscheinlich, daß die leere, aufgeblasene Deklamation, die jetzt unsere Bühnen so langweilig macht, zwar nicht durch ihn veranlaßt, aber sich, ihn mißverstehend, durch ihn in ihrer falschen Manier um so mehr bestärkt hat.

Für Kunst hat Göthe, wie wir alle wissen, viel gethan. Herrliche Worte, eine unvergleichliche Novelle, gründliche Untersuchungen besitzen wir von ihm. Er ist gewissermaßen das Haupt einer Schule, die, einem neu eindringenden Geist, fürchtend dieser möchte zu viel einreißen, sich gegenüber stellt. Auch Kunstausstellungen hat er vor manchen Jahren veranlaßt, Preise ausgesetzt, Werke gekrönt und dadurch bekannt gemacht. Ich wiederhole — weil man zu leicht mißversteht — wer von Göthe auch in der Kunst nicht lernen, sich große Gedanken einprägen, zu

Visionen gelangen, sein prophetisches Wort im Herzen forttönen lassen kann, damit es einst Wahrheit werde — wer dies nicht vermag, der kann wohl überhaupt nicht lernen, und für einen solchen ist es kein Glück, in der Zeit oder Gegenwart eines großen Mannes zu leben. Ist aber eine Schule der Kunst durch ihn entstanden, oder gefördert worden? ein neuer Enthusiasmus erwacht? Hier, auf ähnliche Art wie in Geschichte und Politik hat er wohl den Geist seiner Zeit verkannt. Aus dem Entgegengesetzten gewissermaßen dessen, was er fördern wollte, hat sich wieder Geist entwickelt und befreit, aus jener Begeisterung, die er bekämpfte, ist Kunst, Schule, Untersuchung und Verständniß hervor gegangen. Fand er damals, als er die Preise den Künstlern austheilte, nicht Nachahmung und Sinn der Antike, und die Annäherung zum Besten da wo man etwa nur einen neueren und schwächeren Ban der Werk anerkennen mochte?

Großes hat unser Freund in Naturforschung geleistet. So sprechen die Kenner, und so weit ich ihm folgen kann, ist in einzelnen Worten wie großen Werken sein Genius und sein Sinn gegenwärtig. Seine Gedanken über Philosophie, seine Winke über Religion erfreuen und erwecken Gedanken; seine Ansicht des Christenthums, wie er selbst als Philosoph oder Religiöser in unserer vielseitig bewegten Zeit dastehn mag, ist nicht so leicht zu erkennen. Der fromme Sinn braucht nicht immer dieselben Formen und Buchstaben, und manches erscheint dem gewöhnlichen Betrachter von seinem frommen Standpunkte aus leicht feindlich, was ein Blick von höherer Umsicht wieder vereinigt.

Wenn wir hier die Gedanken, die sich anbieten, verfolgen wollten, würden wir in Kampf und Streit mit so vielen Mißverständnissen nicht weit in die Ferne gerathen müssen? In welches Meer von Erläuterungen, Ansichten

und Widersprüchen. — Ich kehre um, allen Freunden ihre eigenen Gedanken, die sie ohne Zweifel haben werden, unberührt lassend.

Wahr ist es, kein Dichter, so weit wir die Geschichte kennen, hat in so mannigfaltige Zweige des Wissens eingewirkt, und mit so vieler Kraft und Eigenthümlichkeit das Leben erhöhen und sein Zeitalter fast in allen Strömungen durchdringen wollen. Nicht leicht ist einer auch von den Unsterblichen sowohl wie Sterblichen so begünstigt worden. Wer kann das Schicksal tadeln oder gar ändern wollen? Ich am wenigsten. Aber Wünsche, Vermuthungen, Zweifel sind aller Orten, auch an den heiligen erlaubt, und wie man sich dem Unabänderlichen beugt, so verlegt man das Geheimniß durch das Gefühl, daß es doch auf anderm Wege auch hätte anders sein können, am wenigsten.

Ich komme also auf den Anfang meiner Rede zurück.

Eben darum, meine Freunde, weil der Poet zugleich Prophet ist, und mehr ist und weniger als der Philosoph und der praktische Mensch, weil er sein Bestes in sich selbst nicht verstehen kann, weil die That, und immerdar nur die That ihn verkündiget, so hat der geborne, wahre Dichter gar keinen höhern Beruf, als eben diesen Geist des Verkündigens immerdar walten zu lassen, für diese Begeisterung, das Anschauen, die Visionen, die ihn besuchen, alle Kräfte zu sammeln und alle Zeit zu sparen. Erscheint ihm das Wissen selbst, das Eingreifen in die Begebenheiten der Welt, und dergleichen, als das Höhere, Bessere, so wird er in solcher Verstimmung oder Zerstreuung schon auf eine Zeit lang sich und seinem hohen Berufe ungetreu. Ihr werdet mich nicht so mißverstehn, ausgezeichnete Männer (denn ihr seid doch nicht einfältig), daß ich verlange, er solle nicht studiren, nichts lernen, nicht die Welt kennen,

denn eben hier soll er ja Nahrung und Stoff suchen und finden, um die Welt, die sich ihm hier darbietet, durch seine Kunst zu verklären.

So war Göthe in seiner Jugend Anfang und Mittelpunkt einer acht deutschen Schule, die, wenn sie sich fester begründet, vielseitiger ausgebildet, und nicht bald wieder Glauben und Vertrauen zu sich verloren hätte, wohl eben so kräftige, mannigfaltige und glänzende Erscheinungen hervorgebracht hätte, wie früher in England durch jene Geister geschah, die sich unbewußt und mit Bewußtsein um Shakespeare versammelten.

Ohne hier zu erörtern, welche Weihe oder Talent Klopstock und Wieland für die Dichtkunst empfangen hatten, so bleibt immer unbezweifelt, daß der mächtigere Geist sich einen Orientalismus gebildet, eine Darstellung und Sprache erfunden, die in allen seinen Gedichten, die unter sich von sehr verschiedenem Werthe sind, nicht in unsere Sitte, Weise und Gesinnung hinein klingen. Der zielichere, lebensfrohere, war, in besserer Weise als seine Vorfahren, ein wohlklingender Nachhall jener französischen Gesinnung, die sich als vornehmer Leichtsinns dem ernstesten Deutschen einimpfen sollte, der unter der Last dieser Leichtfertigkeit sich noch schwerfälliger als unter seinen biederben Tugenden bewegte. So wie Klopstock eine fabelhafte Deutscherheit in seinen späteren Werken erfunden hatte, so hatte Wieland eine märchenhafte Griechischerheit erfunden, die ihm helfen mußte, seine leichten, sophistisirenden Gebilde auszuspinnen. Von den andern früheren Zeitgenossen, von so vielen Versuchen für Sprache und Verbbildung in aller Art schweige ich hier. So viele ausgezeichnete Männer, so große Talente bemerkt und gerühmt werden müssen; wie in der Geschichte der Literatur dies und jenes wichtig und nothwendig wird, Opitz bedeutend, Gryphius merk-

würdig, Günther großartig und Wieland gebildet, zierlich und vielseitig, Klopstock mächtig, stark, und in den früheren Gesängen wahrhaft begeistert ist — so kann man doch, wenn man sich versteht und nicht vorsätzlich irre machen will — darin überein kommen: daß Göthe der wahre deutsche Dichter war, der sich nach langer Zeit, nach Jahrhunderten wieder zeigte.

Kein Land in Europa hat darin ein so sonderbares und hartes Schicksal erlebt, daß nach dem glänzenden Zeitpunkt des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts seine Dichtkunst so zerrissen, abgebrochen, wie vernichtet wurde, und sich schwach, ungenügend, und später nur Fremdes nachahmend, wieder zum Leben und ihrer Bestimmung zurück finden konnte. Bald lateinisch, holländisch, französisch, spanisch — immer ungewiß, immer ohne Bezug auf das Leben und die Gesinnungen, mehr Rarität (höchstens Luxus), als Kraft und Fülle des Daseins, die sich behaglich und freudig kund giebt, um das Leben wieder zu erhöhen. Vaterland, Geschichte, deutsche Sitte, Familien- wie Staatsleben war längst in unsern Gedichten erloschen.

Inwiefern Deutschland, seine Eigenthümlichkeit und Tüchtigkeit verschwunden war, ist eine andre, und hier abzuweisende Frage. So wie Göthe nur die Augen aufthat, und sie andern wieder öffnete, war Deutschland unmittelbar auch da, und so viel herrliche Anlagen, Trefflichkeit, Gesinnung und Gemüth, Herzlichkeit und Wahrheit, kurz, so viel eigenthümliche Kennzeichen, die den Deutschen kund geben, und von allen Völkern so sicher absondern, zeigten sich auf einmal, daß der Erweckte sich selbst anstaunte, in einem solchen Lande der Wunder, in einer solchen poetischen Gegenwart zu leben. Es ist kein Bild mehr, daß ein Frühling mit unzähligen Blüthen und Blumen, aus allen Zweigen, Wäldern und Fluren drang, —

und der trockne, alltägliche Kleinstädter verduzt da stand, und seinen Gefinnungen nur in Zweifel und Tadel, oder in Hoffnung, daß dieser thörichte Blätthensegen mit der Zeit abfallen würde, Luft machen konnte.

Denn nicht das Talent und die Vollendung ist es allein, die Götthe, mit dem also nach meiner Einsicht die neue deutsche Poesie anhebt, charakterisirt, sondern die deutsche Gefinnung, die Verklärung des Volks und Vaterlandes, das durch ihn gleichsam im Bewußtsein erst entstand und entdeckt wurde.

Wer hatte vor ihm auf diese deutsche, naive, zarte, sinnliche und wehmüthige Weise von der Liebe gesprochen? Wer hatte sich nur träumen lassen, daß man alte Erinnerungen, erloschene Verhältnisse, so für die Phantasie beleben könne? Allenthalben, wo trockne Steine, dürre Haide, Langeweile und das traurige Altfränkische gewesen waren, kamen Geister, hold und freundlich, um den Menschen wieder zu dienen, so wie der Glaube an sie wieder bei den Sterblichen eingekehrt war. Ueber Lebensverhältnisse, Religion, die Herrlichkeit unserer deutschen Baukunst, über deutsche Natur, ließen sich Lebensworte vernehmen.

Der warme Sommer ruft alles ins Leben. Mit der Nachtigall kommt auch der Kuckuk, mit der Frucht auch das Unkraut, und strenge Ordnung und Zweckmäßigkeit, Regel und Zwang sind der Entwicklung neuer, bis dahin ungekannter poetischer Kräfte völlig fremd. Ob der Sänger sich zu Zeiten im Uebermuth, im Gefühl seines Genie's überhob? Wer mag es messen? Daß die Schule, die sich um ihn bildete, Thörichtes trieb, Blößen gab, daß der trockne Verstand ihr gegenüber, mehr wie einmal Recht hatte, daß Götthe selbst wohl manches billigte, was er nachher anders sah und fühlte, und daß der schadenfrohe Hause jubilirte, im Wahn, das Reich dieser Träume müsse an

eigner Richtigkeit wieder verfallen — es wäre unnatürlich, und dem Gange der menschlichen Dinge ganz entgegen gewesen, wenn es sich nicht so ereignet hätte.

Unter denen, die durch Göthe zuerst erwachten und sich an ihn schlossen, steht Lenz, durch sein Talent, Humor, Wiß und Seltsamkeit oben an. So begeistert er vom Shakspeare war, so ahmte er ihn doch eigentlich so wenig nach, wie Göthe: die eigne Natur war in beiden zu übermächtig. Was aber bei Göthe Laune ist, wird bei Lenz schon Grille, die Grille Göthe's wird hier schon Frage. Er hat aber manches Treffliche, was wir so sonderbar gestaltet und grell hervortretend auch bei Göthe nicht finden.

Klinger war beschränkter und kälter. Sein erstes Trauerspiel, die Zwillinge, erregte mit Recht die größte Erwartung. Sonderbar kämpft er in darauf folgenden Stücken mit eigner Leidenschaft, wie es scheint, die er seinen Gestalten einprägen will, es soll nicht bloß ein erlebtes Gefühl sein, sondern auch so ausgedrückt, daß Dichter und Leser es selbst unmittelbar, ohne Vorbereitung und Entwicklung, in demselben Moment erleben. Göthe's Art und Weise in seinen früheren Werken konnte wohl diesen Mißverstand veranlassen, der auch schon bei Lenz hier und da zur sonderbaren Manier wird. Ward doch auch Shakspeare darauf angesehen und bewundert, wie ein einzelner Ausruf, wurde es doch an Volksliedern gepriesen, wie ein Fluch oder Seufzer mehr wie alle Poesie sagen. So giebt es im Lenz und Klinger Stellen, wo der Dichter fast nur mit Gedankenstrichen und Ausrufungszeichen dichtet. Die seltsamste Weise herrscht in Simsons Grisaldo, der neuen Urria und ähnlichen Stücken Klingers. Er wendete sich früh zum Lustspiel, daß er in einer gewissen abstoßenden Kälte suchte, so wie den Humor in einer Stim-

nung, die wie zwischen Erebillon dem jüngern und dem handfesten Eynismus eines Rabelais schwankt. Diese Romane und früheren Schauspiele haben, trotz ihres Pochens auf Kraft, den Charakter unbestimmter Schwächlichkeit. Späterhin wollte er die Antike nachahmen, so wie große sittliche Gemälde aufstellen. Der Mann von Verstand und Einsicht zeigt sich allenthalben, aber in der Kälte des Bewußtseins und schematischen Absichtlichkeit verschwindet der Dichter fast ganz. So in seinen halb philosophischen Romanen vorzüglich, die, je neuer sie sind, um so mehr Weltkenntniß, Beobachtung der Menschen, richtiges Urtheil und scharfsinnige Bemerkungen enthalten, an denen der ältere Leser sich erfreut, und die dem jüngern von großem Nutzen sein können. Daß Regelrechte des Alters steht dem oft leeren Stürmen einer dennoch genialen Jugend fast zu schroff gegenüber.

Von Wagner, einem Befreundeten Göthe's, besitzen wir nur, so viel ich weiß, die Kindermörderinn, und eine launige Abweisung altkluger Recensenten, in Form von Monologen, unter Bildchen gesetzt. Daß Trauerspiel ist Göthe, wie dieser selbst erzählt, gewissermaßen entwendet, zeugt aber von Kraft und Eigenthümlichkeit. Und die zweite Composition spricht einen Humor aus, der dem Göthe's selbst verwandt ist. Die ersten Bücher Stilling's mit ihrer herzlichen Sprache und Darstellung gingen unmittelbar von Göthe's Einwirkung aus, und niemals hat der Verfasser sich wieder zu dieser Innigkeit erhoben, nie diesen ländlich-heimathlichen volksthümlichen Ton wieder finden können.

Auch in die Ferne wirkte die neue Art und Weise. Bürger und Stolberg erhöhten ihre Begeisterung und ihr Talent an Göthe; der treffliche Altmus sprach in einer der Götheschen ähnlichen Sprache im Wandsecker Boten:

so deutsch populär hatte noch Niemand geschrieben, um die heiligsten Wahrheiten und Vorurtheile durch Scherz, Späß und Humor annehmlich zu machen, daß der Leser durch Thränen lächeln könne. Der ungestüme Maler Müller drängte sich mit seinen poetischen, sehr bedeutenden Versuchen an diese Schule, und hätte gewiß, wenn er in Deutschland geblieben wäre, eine große Rolle als Dichter gespielt. Zwar ist in keinem jener früheren Werke die mißverstandene Nachahmung, fast Concentrirung Shakspeare's, so sichtbar, als in dessen *Genovera*, die er nach längern Zeiträumen beendigte.

Was der edle Jacobi als Dichter leistete und versuchte, ist durchaus, was Darstellung und Sprache betrifft, durch Göthe geweckt, und diesem nachgebildet. Wenn Göthe das Einfache des Lebens, die Leidenschaft, das Gefühl in der Natur darstellen will, so geht Jacobi schon darauf aus, die zartesten Mißverständnisse, die verborgenen geistigen Leiden in den fernsten Seelen=Nerven aufzusuchen und darzulegen.

Heinse mit allem seinem Feuer und Rauch schloß sich dieser Schule an, und so viele, deren Namen jetzt verschollen sind. Der Verfasser des *Siegwart*, Miller, wurde damals besonders bemerkt und bewundert, und nachher, wie es so oft den Lieblingen ergeht, unbillig geschmäht. Wo er gut ist, ist er vortrefflich, seine Herzlichkeit hinreißend, und die zu künstlich und weitläufig ausgesponnenen Gefühle und Weichlichkeiten sind uns oft nachher von andern noch unnatürlicher, von spätern Lesern bewundert, ängstlich hervorgepeinigt worden.

Unsere ganze Literatur hat durch Göthe, bis in die schwächsten Autoren hinab, ihren Ton bekommen, denn er hat allen die Zunge gelöst. Es ist fast komisch, und in ernster Darstellung fast unschicklich, an die vergessenen

Liebliche, Cramer, Spieß, Schlenker oder Lafontaine zu erinnern. Jene, die sich damals in die Welt, die Götter aufgeschlossen hatte, getheilt hatten, um den Geist der Menge zu überliefern. Diese Ritterwelt, Wunder, Dialoge, Staat, deutsche Geschichte und Familie, Liebe und Herz. Was seitdem in der Mode an die Stelle getreten, ist nicht besser als jene Veteranen. Die Zukunft wird es für noch schlechter erklären.

Auf der Bühne raffelten Panzer und Helm des Götter, ohne dessen Verstand und Gemüth. Aber auch hier bildete sich eine Schule fort, die auf Göttern zurückweist, und die, wie man sie jetzt auch schmähen mag, deutsch und eigenthümlich war. Dasselbe gilt von Iffland, der seine vielfachen, zu langen und leeren Spiele gleichsam aus wenigen Worten Götter's schöpfte. Auch Kosebue muß hier genannt werden, wenn er gleich, mit sehr beschränktem Talent, aus Verstand Unverstand machte. Er beherrschte lange seine Zeit, weil er ihr in aller gemächlichen Schwachheit, und im Heucheln nachgab, ja sie erst recht in beiden unterrichtete.

Auch Schiller mit seinem großartigen Streben ist unmittelbar aus Götter hervorgegangen, und hat sich an diesem begeistert. In der Uebertreibung der deutschen Weise war früh ein Verkennen derselben, und es meldete sich im Garten und Schönen, so wie im runden Ton der Tragödie auch schon etwas spanischer Seneca. Dieser Ton, mit Grübeln und Denken im Fühlen und der Leidenschaft, ist neuerdings der volksthümliche, allgemein beliebte und verstandene geworden. Dieses Spanische, was sich in Schillers Arbeiten, am meisten in der Braut von Messina häuften (wenn auch etwas Gongorismus der Gefinnung in allen Werken ist), mußte, wenn es so unbedingt durchdrang, von selbst zu den Spaniern führen: um so mehr,

da Schlegel, Gries und Malßburg durch treffliche Uebersetzungen den aufgeregten Sinnen entgegen kamen. Wie dieses ungermanische Element, diese Form, uns fremd in Sitte, Gesinnung, Gesetz und Lebensverhältniß, durch die blendende Kraft eines großen Dichters gewirkt; wie es mißverstanden, wie die noch mehr unverständene Antike und Aeschylus und Sophokles, sammt Schicksal und Verhängniß, Grausamkeit und Schwäche, Pedanterie und Leichtsinns fort und fort gearbeitet haben, beweist eben die neueste Literatur des deutschen Theaters, das undeutsch geworden, und auf einem Umwege zu weit schlimmern Gallicismen zurückkehrt, als die waren, von denen Lessing so glücklich unsere Bühne reinigte. Denn die verstärkten alten Gallicismen des Schwulstes, der Unnatur, des Unmöglichen und Unmotivirten, der steifen Convention und Grausamkeit ist es doch, was eine halbe und Viertels-Gelehrsamkeit den Spaniern abgesehn hat.

Wir gewannen aber durch Göthe und seine frühe Schule nicht nur Grund und Boden im eigenen Lande. Erst durch Götz, Werther, und andere Werke ähnlichen Charakters, wenn auch nicht so vollendet, war es möglich, den Shakspeare zu verstehn und sich anzueignen. Ein Dichter ist darum noch nicht da, wenn er geschrieben hat, oder gedruckt ist; das haben alle Zeitalter bewiesen. Ein Element, eine geistige Aufregung, ein Bedürfniß nach ihm, ein Hungern und Dursten nach seinen Herrlichkeiten muß schon da sein, dann nur kann er wirken und andere Bedürfnisse des Geistes wecken, um auch diese zu befriedigen. Nur der verliebt sich, in dem wie im Romeo das Gefühl, die Sehnsucht nach Liebe, schon arbeitet. Was sollten die Gottschedigen Deutschen, oder die von Klopstock orientalisirten Leser doch wohl mit Shakspeare anfangen? So wenig, wie Wieland, konnten sie sich aus

ihm finden, dessen schiefe Anmerkungen und Auslassungen der wichtigsten Gedanken und Bedingnisse nur dazu dienten, Dichter und Leser noch mehr von einander zu entfernen, statt sie sich näher zu bringen. — Jetzt hatte ein großer Dichtergeist uns das Vaterland, das zu unsern Füßen erstorben schien, wieder belebt, alte Zeiten verjüngt, die Vorzeit zurück gerufen, die Liebe in herzdurchdringenden Tönen verkündigt, vom Wunder der Natur prophezeit, und allen da Gedicht, Phantasie, Herrlichkeit und Kraft gewiesen, wo vorher nichtige Dede war. Nun wagten sie, den Shakspeare als Poeten anzusehn, sie verstanden und fühlten ihn mit dem Gemüth, und der Bann der sogenannten Regeln fiel von selbst von dem verschlossenen Park der Phantasie herunter. So ward Shakspeare im Zimmer und auf der Bühne Landsgenosse, und wir erkannten, wie er es ist, den nächsten Blutsfreund in ihm, wenn Calderon nur *Vetter à la mode de Bretagne* sein wird. Das Lebensgefühl ging durch alle Adern, und was die Zeit abreichen konnte im verständigen Fieldding, im gefühlvollen Sterne, war deutsch und vaterländisch, und es war plötzlich ein Reichthum da, eine Fülle, ein Ahnden neuer Schätze, daß man sich gern seines neuen Glückes überhob; auch etwas kindisch mitunter, wie es allen schnell reich gewordenen begegnet.

Durch Göth ward zuerst wohl W. Scott, durch Faust und andere Productionen Byron erregt und begeistert. Und haben wir als Deutsche von drüben so viel empfangen, so können unsre Landsleute dort sich bei der Göthischen Schule bedanken, daß sie ihrer, in Form und Phrase erkochenen Poesie einen ganz neuen und originellen Lebensquell eröffnet und mitgetheilt hat. So wird sich, was ich Göthische Schule genannt habe, fortbewegen, sich wieder anderwärts anzünden, neue Kräfte, neue

Erscheinungen hervorrufen, und es müßte schlimmer werden, als es jemals war, wenn dieses ewig schaffende Wort, wenn dieser durch alle Kräfte unsers Volkes dringende Ton jemals wieder verhallen sollte. Deutscher Dichter wird nur der sein können, der Göthe's Geist und vaterländische Gesinnung weiter dichtet.

Und doch wurde der Meister seines Werkes müde, noch bevor es Mittag war, und verließ seine Gefellen und Lehrbursche, die denn auch ermüdeten oder irre wurden, und wieder in alle Welt gingen.

„Ach! da ich irrte — sang er um die Mittagsstunde — hatt' ich viel Gespielen“ —

Aber war es denn auch wirklich ein Irren? Ich glaube nicht — ich fürchte eher, daß das zweite Wort: „seit ich dich (Wahrheit) kenne, bin ich fast allein“ — wenn nicht vollständiger Irrthum, doch ein kleines Ab- und Verirren von eben der gesuchten Wahrheit möchte gewesen sein.

Denn wo wohnt sie? Wie ist sie zu erfragen? —

Doch wohl nur im Glauben an Beruf und Kraft, in der unermüdlischen Lust, diese zu üben und zu prüfen, in der nie ermattenden Liebe zum Schönen, Guten und der Ausbildung des Talentes. Warum denn verschwanden dem Prometheus so schnell sein Vaterland, seine Gebilde, sein Reichthum? Weil „nicht alle Blüthenträume reifen“? Die Ungenüge am Nächsten, das Ermüden an den Aufgaben, der Zweifel am Besten, — diese wankende Untreue in der Liebe, die meist ein Ueberheben der Kräfte, ein Ueberbieten der Fülle ist — erzeugt Leere, Schwindel und Greifen nach Phantomen, die alsdann ein willkürlicher Trost zur Wesenheit verkörpern will. — Weil das Edelste auch Thorheit hervorbrachte, weil die Kälteren auch mit Recht spotteten, weil mancher Schü-

ler nicht recht wußte, was er that, und dem Meister auch die Schellen angehängt, die bunten Lappchen umgeworfen wurden, mit denen sich eine etwas verrückt gewordene Genialität im Ernst und als ehrwürdig zu schmücken glaubte? Beim Keltern in der Ueberfülle des jungen Mostes wird Knabe und Greis trunken, der Knecht und der Narr wird ungeziemend, der berauschte Weise fabelt und laßt wohl selbst — und doch ist Dionysos ein Gott und stammt vom höchsten Zeus!

Jenes Streben nach Ideal, Antike, Ferne, dem Vollendeten und Fremden — wem möchte es verschlossen bleiben? Es ist zum Erringen da — aber nicht um das Nähere, das Bessere zu verlieren. Der Geist ernüchtert, die Kraft wird schwach, ja bis zur Vernichtung kann dieses Jagen nach dem Antiken, Fernen, Idealen führen — das uns in anderer Gestalt, wenn wir es nur erkennen mögen, ja dicht vor den Füßen liegt. Heil suchen müssen wir? In andrer Gegenwart? In fremder Zeit? — Vielleicht kann der Philosoph (und ich zweifle doch) Cosmopolit sein, der Künstler nicht, und der Dichter kann am allerwenigsten des Vaterlandes entbehren. Aber die Weihe des Dichters, seine Pflicht ist es, es zu sehn und zu verkünden, wenn auch alle weltlichen und verblendeten Menschen es längst verloren und vergessen haben.

Und so — der Griechen zu geschweigen — gelang es unserm großen, in der neuern Zeit einzigen Shakespeare, das Höchste im Nächsten, Alles im Einfachen zu entdecken und sich selbst zu genügen. Und soll es denn etwa nicht möglich, ja nothwendig sein, von dem Standpunkt aus, den man immer als Gegensatz der Kunst, des Ideals oder des Wissens, den der Natur hat nennen wollen, alles zu finden? Ob Zeit und Umstände dem Engländer günstiger waren, als dem Deutschen, ist schwer zu entscheiden. Der

engere Kreis, in welchem William sich bewegte, die Nothwendigkeit, die seinen Fleiß stets rege erhielt, war diesem mächtigen Genius vielleicht das größte Glück. Auch war die Welt damals noch zu gesund, um irgend jenen Trieb der Pansophie aufkommen zu lassen.

Es sagte einmal jemand: würde die Anstrengung, die zu einem guten Seiltänzer erfordert wird, auf die Tugend gewendet, wie viele Catonen, Scipionen und Sokrates müßten wir besitzen! Und ich spreche jenem nach: überwände man so viele Vorurtheile, ließe man sich so viele Entsayungen gefallen, machte man so viele Studien, erforschte man so viel Mühseliges und Kleinliches, ginge man mit demselben eifernden Glauben zur Sache (wie wir alle, um das Alterthum kennen und schätzen zu lernen, daran geben müssen), um unsre Zeit, unser Vaterland, Eigenthümliches, und das Ehrwürdige unserer Geschichte und des neuen Lebens kennen zu lernen, so würde sich eine Gesellschaft von ächten Patrioten bilden, die wohl einen Gegensatz zur Sekte jener früheren Philologen machen könnte.

Wer möchte sich, wenn er sie kennt, Homer, Herodot und Sophokles rauben lassen? Aber zu wünschen wäre es, daß ein eben so genialer Kopf, wie Rousseau oder Fichte war, mit derselben scharfen, wo möglich noch schärferen Einseitigkeit, als diese über den geschlossenen Handelsstaat und den Schaden der Wissenschaften geschrieben haben, darthun möchte, welchen Nachtheil uns die Kenntniß der Alten gebracht hat. Wie alles bis dahin noch in Erinnerung bestehende zum Verächtlichen herabgesunken, wie alles neue, gute und richtige Bestreben gehemmt, wie das Eigenthümliche, Vaterländische oft durch eine verkehrte Anbetung und halbes Verständniß der Alten, als es wieder im Abendlande erwachte, ist vernichtet worden. Wis-

sen doch selbst manche treffliche Philologen und umsichtige Gelehrte nicht Greuel und Finsterniß genug auf das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert zu häufen, als wenn mit dem vierzehnten und funfzehnten, als man anfang, Cicero anzubeten, ohne wie er reden zu können, als man Lucan über Virgil setzte, und diesen dem Homer vorzog, erst wieder ein Strahl des ersten Lichtes, der Vernunft und der Menschlichkeit aufgegangen wäre. Diese Gelehrten vergesse, daß eine große Kirche, ein herrliches Kaiserthum, zwei Institute, wie sie die Welt noch nicht gesehen hatte, schon im Zerbrechen waren, daß eine große europäische Dichterzeit vorüber war, deren merkwürdige Erzeugnisse man schon zu vergessen anfang, und die man eben, durch die neu entdeckte Welt des Alterthums geblendet, immer geringer achtete, bis man weder Sinn noch Gelehrsamkeit mehr hatte, um sie irgend zu würdigen. Ein wahrer Aberglaube beherrschte lange die Welt, den eine Sekte der Philologen verwaltete, die ihre Wissenschaft nur so hin trieben, unbekümmert, ob sie die alte Zeit aufklärten, oder der ihren nützen, unsäglichen Fleiß aufwendeten, um sich gegenseitig zu lästern, oder zu ergänzen, und das Alterthum nur brauchten als eine Grundlage ihres Handwerks, das niemand als ihnen selber frommte. Diese erzogen in Schulen die Jugend so, daß die meisten Zöglinge vergessen mußten, daß ein Vaterland da, oder nur möglich sei. Ein so isolirtes Wesen, wie ein Philolog der vorigen Jahrhunderte, ist wohl in frühern Zeiten niemals möglich gewesen, denn nur durch Verbreitung einer gewissen Gelehrsamkeit konnte diese seltsame Erscheinung entstehen. Allgemach verklärte sich dieses Studium, drang wieder ins Leben ein, bedurfte der Gegenwart wieder, und ward gleichsam menschlicher. Da erzeugte sich, durch große Männer veranlaßt, der archäologische Aberglaube und der einseitige Wahn der alten Kunst

Kunst als der unbedingt einzigen. Diese Sekte ist noch im Kampfen. Könnte aber ein scharfer Geist (wie einseitig gleich viel) diese Nachtheile recht ins Licht setzen, so würde die wahre Gelehrsamkeit, die Liebe des Alterthums, die Verehrung ihrer Kunstschätze eine um so freiere und reinere werden. In dieser Freiheit würden wir unbedingt für das Erkennen der neuen Welt und ihrer Kunst und Wissenschaft gewinnen.

Und ein solcher, dieß Land erobern zu helfen, war unser Göthe in seiner Jugend. Nachher ist er eben auch Sektirer für das Alterthum geworden, und weil vieles in der Art des deutschen Lebens ihn drückte und drängte, wollte er in jene Zeit mit seinem Geiste flüchten, die freilich, weil sie mit wirklichen Bedingungen uns nicht mehr umgiebt, eine scheinbare, unbedingte Freiheit gewährt.

Besteht also auch eine Göthisch-deutsche Schule, und wird bestehn, um wohl noch in Zukunft erst die schönsten Früchte zu tragen, so hat sie doch, durch Schuld des Meisters, weder so festen unerschütterlichen Grund gelegt, noch hat sie sich so ausgebreitet, noch ist sie so schnell und sicher fortgewachsen, wie etwa die spanische, seit Lope, oder die englische durch Shakspeare, oder die griechische durch Aeschylus. Die deutsche ist irre, schwankend geworden, das völlig Entgegengesetzte, was wieder zum Barbarischen zurück führt, hat auch Glück gemacht, das Elendeste in der Fortsetzung der Götheschen Weise hat lange gegolten, und keiner darf zürnen, daß Publikum, Critiker und Dichter irre werden, heute dieses, morgen etwas anderes suchen und behaupten, wenn der große, gottbegeisterte Stifter mehr wie einmal an sich selbst und seinen Bestrebungen, an seiner Welt und seinen großen Vorbildern irre geworden ist.

Daß ein Vaterland durch den Dichter sich seiner bewußt wird, daß die Kunst also auch eine politische Wich-

tigkeit hat, braucht Kundigen nicht gesagt zu werden. Schiller und Göthe, Klopstock und Herder, Jean Paul und andre mehr haben kräftig mit gestritten; Shakespeare hält sein hoch gestiegenes Inselland mächtig empor, und Spanien wäre wohl nicht so gesunken, wären die Genien nicht früher schon vernachlässiget und vergessen worden. Im Homer und den Dichtern erkannte sich noch lange Griechenland, und erneute sich an begeisternder Erinnerung, und wie viel Camoens zur Selbständigkeit Portugals mag beigetragen haben, ist nicht zu berechnen. Denn einen geistigen Halt will der Mensch allenthalben, und da besonders, wo Religion und Philosophie ihn verlassen, die von dem Adel und der Unentbehrlichkeit des Vaterlandes nur wenig wissen. —

Göthe mußte damals in Deutschland, er mußte vielleicht auch noch früher in seinen bürgerlichen, freieren Verhältnissen bleiben; die Gunst des Schicksals ist zuweilen wieder Ungunst. „Des Lebens Last, des Lebens Weh zu tragen, mit Stürmen sich herum zu schlagen“ — wer kann sagen, welchen Göthe uns dann das Schicksal ausgearbeitet hätte. Die Stellung am Hofe, so sehr sie zu erheben scheint, hat, wie der weiß, der die Welt kennt, so viel Hemmendes, Bedingendes, Peinliches, daß viel Widerstand und Selbständigkeit nöthig ist, um nicht alles von diesem bestimmten Gesichtspunkt aus anzusehn. Ein kleiner deutscher Hof hat in Deutschland für Wissenschaft und Kunst mehr gethan, der freisinnige Fürst hat edel und groß mehr Einfluß ausgeübt, als es der mächtige Ludwig oder die Philipppe in ihren unermesslichen Monarchien konnten oder wollten. Er wird genannt und gepriesen werden, so lange man von Göthe und den andern großen Männern, die das kleine Städtchen zum Mittelpunkt Deutschlands machten, spricht: — und doch hätte ich unserm Göthe den Stand-

punkt draußen, in der mehr bewegten Welt, oder in noch größerer Einsamkeit gewünscht, um alle seine Kräfte noch freier entwickeln zu können.

Mit einem Worte, der Jüngling Göthe, der so kühn begeistert auftrat, der die Welt mit sich forttrieb, und damals alle bessern Geister seiner Nation zum schönern Leben aufregte, diesem war damals in dieser Stimmung alles gegeben, um das Höchste zu erreichen. Wie kann man nur zweifeln, daß diese Naturbegeisterung, wenn wir sie einmal so nennen wollen, unmittelbar und an sich wahre Inspiration sei, im Fall sie nur die ächte, wirkliche ist, und keine aufflackernde Hitze. Es giebt und kann keine höhere geben, sie hat die ganze Fülle der Welt in sich, und bringt sie dem Dichter, der durch sie Erfindung, Größe, Kraft und Vollendung erhält. Jene, die sich schon vorsätzlich mit Gegenständen verbinden will, die ein Ideal sucht und erstrebt, das sie mit Bewußtsein über sich stellt, ist schon die wahre und ursprüngliche nicht mehr. In dieser bewußtvollen Bildung, die nach Ideem strebt, aus Vorsatz, im äußerlichen Gedanken sich wieder zurecht finden will, und gegen den wahren göttlichen Geist fast mißtrauisch wird, kann viel Edles und Bedeutendes errungen werden, aber niemals das Höchste. Von diesem mehr philosophischen Suchen und Zweifeln hat sich Göthe freilich nur selten in seinen Arbeiten regieren lassen, aber manche seiner größern Werke, wie Meister, wären wohl anders durchgeführt und geschlossen worden, wenn nicht die vornehme Miene, die sich diese allgemeine Lebensbildung giebt, die fast verachtende, die das Ideal aus der Ferne auf die ächten Gestaltungen, auf die kräftigen Triebe und frische Regsamkeit wirft, das Beste und Schönste des Buches verkümmert hätten. Eine falsche untergeordnete Ironie vertreibt die ächte, die Schwester der Begeisterung, aus

dem Werke, diese edle, die im Götz, Werther, Iphigenia und Tasso so herrlich die Gedichte vollendet. Aus der Begeisterung, die das Individuelle erfasst und durchdringt, erwächst die Vollendung; so fanden die Griechen, so Shakespeare die Kunstwelt und das Unübertreffliche, so Dante, und Cervantes in seinem Don Quixote. In diese Sphäre der höchsten Vollendung gehört Calderon nicht, so nahe er auch tritt, wenn man sich erst über die Bedingungen vereinigen kann.

Wir dürfen aber auch niemals zugestehn, daß Göthe späterhin in seiner Begeisterung, Dichterkraft und Ansicht höher gestanden habe, als in der Jugend, wenn wir nicht auf ähnliche Art, wie er, an uns selbst untreu werden wollen. Wir fühlen unbedingt, im Götz und Werther ist das Höchste erreicht, unser Gefühl und Verstandniß, die Begeisterung, die in uns übergeht, lassen sich nicht, als schwächere, andern, höheren unterordnen. Göthe war als Jüngling schon ganz Göthe; gelernt hat er, ohne als Dichter höher zu steigen, seine Ungeduld, sein Streben nach dem Vielseitigen hat seine Kräfte zersplittert, sein bewußtvolles Umblicken hat ihm Zweifel erregt, und auf Zeiten die Begeisterung entfernt, er hat weniger gedichtet und einseitig und ungenügend gelehrt, statt gottbegeistert Weisheit des Dichters zu verkünden, und hat auf seinem Wege sich groß, mannigfaltig ausgebildet, was ihm auf dem ersten Wege der individuellen Ausbildung wohl anders, scheinbar geringe im Umfange, aber lebenskräftiger und eigenthümlicher gekommen wäre. Hätte das Schicksal unserm Vaterlande dies gegönnt, so stünde er, wahrhaft wie Homer und Shakespeare, allem Verfall und allen Verirrungen der Zeit und Zukunft als deutscher, patriotischer Dichter, als Heeresfürst aller Genien, die sich ihm anschließen müssen, kämpfend, siegend und unüber-

windlich entgegen; anstatt daß jetzt Deuteln, Mißverstand, vorsätzlicher und unschuldiger, seine Wirkung schwächen und andere Geister von Zeit zu Zeit als Vorkämpfer hintreten, deren Kraft dem Widerstande nicht gewachsen ist, und in deren Gefolge deshalb auch die Geister des Unwahren, Nichtigen, Abgeschmackten schwächlich oder scheinbar mit kämpfen, um nachher am Siege und der Beute Theil zu nehmen.

Hoffentlich wird die Zeit nie kommen (obgleich schon Vorspuke sich gezeigt haben,) daß Deutschland seinen größten, seinen ersten wahrhaft deutschen Dichter erkennt, aber die Klage darf sich hören lassen, daß er es verschmähte, durchaus und ganz Dichter zu sein. Ich wenigstens, der ich mein Vaterland so liebe, wie ich muß, der ich nichts als Deutscher sein kann und will, muß nach langer Prüfung, mit der vollkommensten Verehrung, in Liebe des Mannes, der meine Seele weckte, diese Klage aussprechen — *et salvavi animam.* — —

In der nächsten Sitzung wurde über diese lange Predigt gesprochen und gestritten. — Worte, Begründungen, Bilder und Einfälle, die wir vielleicht ein andermal mittheilen — als plötzlich eine Maske eintrat, sich verbeugte, einen Brief abgab, und sich schnell wieder entfernte. Man war erstaunt, aber das Erstaunen wuchs, als der Rechtgläubige die Aufschrift des Briefes ablas, die so lautete: „Der unbekannte Obere an die Loge zum Götz von Berlin.“

Man lachte und drängte sich um den Orthodoxen, dieser bat, ruhig zu sein, und sich wieder zu setzen, weil er den so sonderbar überbrachten mysteriösen Brief laut

vorlesen wolle. Er erbrach das Schreiben, welches diesen Inhalt hatte:

Gegeben aus der Zukunft, von unserm hohen
Wolkensitze, von wo wir alles genau überschauen,
wenn die Rebel nicht gerade zu dicht sind.

Geliebte Brüder in Götthe!

Ihr werdet schon manchen Brief aus eurer Gegenwart empfangen haben, ihr laset wohl auch nicht wenige aus der Vorzeit, von denen der Sevigné bis zum Cicero hinauf, darum wird es euch, schon der Abwechselung wegen, angenehm sein, auch einmal ein Schreiben aus der Zukunft zu erhalten. Ich weiß nicht, ob in eurer Loge jetzt der Rechtgläubige oder Paradoxe Meister vom Stuhl ist, ob der Vermittler, oder der historische Mann die Mühe des Bruder Redners auf sich nimmt, aber jedenfalls schliesse, wer auch lese, die Thüren, damit die Layenbrüder nicht einwandern und Worte erschnappen, die sie mißverstehen müssen und auf dem Markt alsdann, als unnütz, gegen Gemüse oder Fisch vertauschen, laßt auch keinen zugegen sein, der nicht wenigstens drei Grade empfangen hat, und so nehmt denn meine Worte zu Herzen.

Daß ich mit euren Arbeiten nicht ganz unzufrieden bin, sollt ihr für's Erste erfahren, nur freilich, da ihr alle, selbst der Meister vom Stuhl, nicht so hoch sitzt als ich, so fehlt euch natürlich die Vogel-Perspektive, von wo ich hinunter alles im klarsten Einverständniß und Verhältniß zu einander sehe, wo euch oft ein Gegenstand den andern noch verdunkelt. Und welch ein Mann würde ich sein, und einige wenige euch eben so unbekannte Obern, hier hoch in meiner Wolkensburg thronend, wenn die verdammten Rebel nicht wären, die oft so plöglich nicht nur die beste, sondern jede Aussicht verdecken. Lieben Brüder,

könntet ihr chemisch, galvanisch, philosophisch oder psychologisch, ja sei es auch nur elektrisch, gegen die augenbeizenden Uebel kämpfen und in eurer Seelengemüthnaturforscherin irgend ein Mittel entdecken, sie entweder auf immer, oder doch nach Gutdünken zu präcipitiren, so wäre mir außerordentlich geholfen, und mittelbar auch euch; denn alsdann könnte ich euch die Landkarte unter mir, in der ihr auch nur die wandernde Staffage seid, ausdeuten. Was ich aber bei klarem Wetter von hier gesehn und entdeckt habe, sei euch hiermit ohne Weiteres gegönnt, so weit ihr es nach euren subalternen Stellungen verstehen möget.

In eurer Forsherei, Geisterprüfung und Poesiezersehung seid ihr, lieben Brüder, noch niemals auf einen Punkt gekommen, oder habt ihn nur berührt mit ungefährem weggleitendem Finger, wo die Krankheit, die unterhalb arbeitende, unsichtbare Wunde liegt, und darum haperts mit allen euren Entdeckungen. Gebe ich zu, daß es schwer ist, Worte zu finden, die Gedanken entwickeln sollen, die gewissermaßen unzugänglich, oder unverständlich werden müssen, weil alle Welt das Ding auf den Kopf stellt, so entschuldige ich eure Mangellichkeit, oder eure so mit fortschwimmende Unwissenheit. Der Punkt ist nemlich eure Ethik, moralische Bildung, die Art und Weise, wie die Moralität in Kunst aufgehen muß, ob sich beide trennen dürfen, ob Kunst wohl das Gegentheil sein darf, wer dann verliert oder gewinnt, oder ob es Moral geben könnte, die nicht Kunst sei, und umgekehrt.

Da liegt nun ein Land gerade unter meinen Füßen, wo über alle diese zur Frage gestellten Gegenstände die allergrößte Confusion herrscht. Wie die Ameisen laufen alle durcheinander, und schleppen sich mit Ansichten und Grundsätzen, Vermuthungen und Behauptungen, Seufzern und

Klagen, Ach und Weh und Schelten, daß für unser einen hier oben das Ding possirlich genug ausseht, da wir hier so ziemlich nicht nur Ansicht und Umsicht, sondern auch die Hinuntersicht haben, und fast zu lachen versucht werden.

Wohl habt ihr nicht Unrecht, Freunde — (werdet aber nicht stolz, wenn ich euch so nenne) — daß die Geschichte der Welt zugleich die Geschichte des menschlichen Gemüths und Geistes sein müsse. Wohl „leuchtet uns auch die Sonne Homers“ — aber abgerechnet, daß sie, wie man jetzt weiß, von Zeit zu Zeit ihre Flecken wechselt, auch welche ansetzt und wegzieht, — so ist unser Auge, das auf unserm Herzen steht, das wieder ganz eigen und anders in seinen bürgerlichen, religiösen u. s. w. Bedingungen wurzelt, ein andres, um die Strahlen aufzufangen, — wenn ich auch gar nicht einmal in Anschlag bringe, daß Deutschland kein Jonien ist, wie ich denn selbst, so hoch ich mich auch geschwungen habe, täglich von den fatalen Nebeln sehr inkommodirt werde. So schauen, fühlen und ahnden wir natürlich immer in das Aelteste, Einfachste hinaus, und alle Zeiten sind uns verständlich, Mond und Sterne nahe Spielkameraden; auf der andern Seite steht unsere Gegenwart, die unser Gemüth gebildet, zugerichtet, zerkrankt und zerknittert, oder das Herz im Trog roborirt hat, und wir können von dieser unserer Selbstheit, durch so vielfache Zeit und Umstände modificirt, nicht los lassen, und sollen es auch nicht, mögen wir uns zur Morgenröthe schwingen, oder in die Bibel oder den Homer blicken, diese Selbstheit folgt uns, wir sind es selbst, und jenes und dieses, Altes und Neues giebt uns nur Genuß, ist nur für uns da, indem wir es mit diesem geistig zubereiteten Auge erfassen. Was ist also Verstehn? Was die Wahrheit, die einfache, einzige, allgemein gültige,

die so viele Menschen suchen? — Halt! da zieht eine Wolke vorüber und stört mich.

Aber sich versetzen in Zeiten und Gedanken, stimmen kann man sich. Und je frischer ich mein wahres, nächstes Leben erfasse, um so mehr ich mich gewöhnt habe, im Nahe, Alltäglichen, das Wunder und das Treffliche zu erkennen, um so mehr ich weiß, daß ich meiner Zeit, angehöre, daß sie mich gebildet und geformt, wie ich wieder auf sie zurück wirke, um so freier, leichter, heitrer und gewisser kann ich mich auch in fremde Zustände und Bedingungen versetzen, ohne von meiner unerläßlichsten Freiheit etwas einzubüßen, und durch falsche Sehnsucht, scheinbare Liebe gegen ferne Schätze mein eigen Selbst und die ewige Wahrheit, gegen Truggestalten und lockende Gespenster, auf das Spiel zu setzen und wohl zu Zeiten zu verlieren. Wer das Nahe kennt, versteht das Ferne. Im innigsten Einverständniß fällt die Scheidemauer; und möchten manche nur das Ferne recht herzhast und einfach erfassen und durchdringen, so würden jene, die oft daran verloren gehen, von selbst in das Nahe zurück geschneelt werden, und ihr eigenes Selbst finden.

Ist die Zeit kraftvoll in der Entwicklung, so hat sie nicht eben Zeit, über sich selbst viel nachzudenken. Thaten, Kämpfe, Urbarmachen, Erndten, Bauen und einfach den Göttern dienen, wird im Schweiß der Arbeit ein ganz artiger Zeitvertreib sein. Strafe und Lohn lösen sich ab, Liebe und Haß, alles in großen einfachen Verhältnissen. Aus unraffinirter Leidenschaft werden sich Verbrechen erzeugen, aus Begeisterung große Tugenden. Alle Lebensgeister leben und weben noch ganz nahe an dem Naturboden in uns, der noch weder Blumengarten noch Park, weder chinesische Brücken noch Orangeriehaus aufzuweisen hat, sondern Frucht und Nahrung erzieht, und Baum und

Fels und Aaell poetisch wild durch einander. Immer noch werden Engel und Jehova, oder die Götter der Wälder und der Fluten den Menschen naiv besuchen und sich ihm mittheilen, denn der ungetrübte frische Blick des Sterblichen reicht noch so kindisch und kindlich gerade (wie das blauaugige Staunen des Kalbes) ohne Fernröhre in die Unsterblichkeit hinein.

Eine große Entwicklungsgeschichte haben uns die Nasritätenkabinetter aufbewahrt, wo wir fast Schritt vor Schritt folgen, aus großen Anlagen Cultur und Kunst, aus dem Edelsten die Verderbniß fast in wenigen Jahren sich lehrreich aussprechen sehn, und wir wohl das Rechte lernen können, wenn wir gesunde Augen haben. Ich meine den Glanzpunkt der griechischen Bildung, vorzüglich Athens.

Können Künste, Wissenschaften, Theater und Poesie sich bei einem ganz gesunden Volke zu einer bedeutenden Höhe erheben? Ich will es weder mit Rousseau ganz verderben, noch ihm Recht geben, denn die Frage beantwortet und begütigt sich von selbst. Die innere Sehnsucht, der Stachel der Seele, der sie nicht ruhen läßt, hat sie erst das Irdische bezwungen, ist freilich ein Zustand, den man dem einfachen, starkmuthigen gegenüber Krankheit nennen mag. Ist doch, so angesehen, die Seele selbst die Krankheit ihres Körpers.

Die Heroenzeit, die jedes Volk hat, ist vorüber. Unthaten und Frevel stempeln aber eine Zeit eben so wenig zu einer verderbten, als leuchtende Tugenden und Thaten sie zur edeln erheben können, denn die Leidenschaften ersterben nie, und der Adel des Gemüthes erhebt sich oft in Drangsal und Noth, zur Zeit der Bosheit und des Verderbens. Als Athen geistig bereichert seinen Geist erst genossen, dann gefühlt hatte, und nun im Bewußtsein der Herrlichkeit sich auch Mißbehagen, Unlust und Grübeleien

einstellten, konnte die Poesie, so wie sie ihre Nahrung aus der Gegenwart nahm, nicht anders als die verschiedenen Bildungsstufen deutlich bezeichnen und angeben.

Der heroische Aeschylus, so erhaben naiv wie Pin-
dar, die ganze Fülle des Lebens und der Leidenschaft zeigend, ohne je grübelnd irre zu werden. Thaten und Unthaten der Götter und Menschen, Mord und Rache, Hinterlist und Wahrheit zeigen baar, aber groß ihr Angesicht. Milder, aber leidenschaftlicher, harmonischer, aber Gefühl und Gedanke schon mehr im Bewußtsein verbindend, setzt Sophokles das poetische Seelengespräch fort. So viel die Poesie damals vermochte, so war es doch wohl die Bühne, die recht eigentlich den Lebensgang abspiegelte und des Gemüthes geheimnißvolle Gestaltung offenbarte. Aber der fortschreitende Geist, die höhere Cultur, die nie ohne Luxus und dessen Begleiter sein kann, hatten den Geist erhöht und geschärft, und an dieser feinen Schärfe mußte sich das zum Bewußtsein gediehene Leben prüfen; im Bewußtsein war neben Glück und Behagen, Unglück und Unlust nicht abzuleugnen, das unbewußte Gleichgewicht war verschwunden, und das Gemüth strebte die Widersprüche auszugleichen.

Doch geschah dies auf ganz andere Weise als früher. Die Sage von Göttern und Heroen, das Uebermenschliche in That und Leiden war angestaunt, bewundert, angeklagt worden. Jetzt wollte die höhere Sittlichkeit mehr da verehren, wo sie schelten mußte; das Große, Furchtbare genügte nicht mehr als Sage, um verehrt zu werden. Phantasie, Gemüth, Vernunft und Glaube schwankten ungewiß hin und wieder, das Wohlgefallen, die Rührung und Lust an den Gestaltungen wollte sich vor ein Tribunal rechtfertigen, das sich erst kürzlich eingerichtet, und das jene für ein Höheres anerkennen mußten. Fa-

milie, Liebe, Ehe, Bürgertugend, Vaterlandsliebe nahmen aber, so wie Verschwendung, Hinterlist, offener Betrug, Heuchelei und Egoismus sich zeigten, andre Gestaltung an. Die Sokratiker und Euripides sind das ausgesprochene Bewußtsein dieser Uebergangsperiode. Euripides mußte etwas anders wollen, als seine Vorgänger, sofern er seinem Zeitalter angehörte, und es kann nur etwa die Frage sein, ob sein Genius mächtig genug war, seine Vergangenheit und Gegenwart ganz aufzufassen, um auch die Zukunft zu lesen, nicht, ob er an sich selbst ein großer Dichter war, von welcher Stellung ihn die neue Kritik, zur Unbilligkeit von Aristophanes verleitet, der in ihm mehr die neue Parthei, als den Dichter verfolgte, zu eilig hat verstoßen wollen. Ist er weniger harmonisch und vollendet als Sophokles, so berührt und sucht er Stellen des Gemüthes, Gefühle der Menschen, wunderbare Gegenden, die seine Vorgänger nicht ahnden konnten, und darum ist er im Verhältniß zu jenen, uns Neuern so verwandt und nahe, in einigen seiner Werke fast romantisch zu nennen.

Aber dieser Kampf des Schönen mit der Moral, dieses Suchen nach Harmonie, die sich nicht immer findet, diese weichen, süßen Töne, die aus einem zartbesaiteten Gemüth erklingen, und schon vieles beschönigen und entschuldigen wollen, was der Unbefangnere schlechthin verwirft, verwandelt oft seine Milderung in härtere Anklage, zwingt ihn, den Weicheren, oft härter und grausamer zu sein als seine Vorgänger. Die Anklage der Götter ist oft herbe, die Darstellung des Bösen zuweilen peinigend. Indem er weit über die bisherige attische Bühne hinaus greifen wollte, um sich in neuen Regionen zu versuchen, das Gemüth an sich selbst schon zu entwickeln, die Geheimnisse des Herzens zu enträthseln strebte, und immerdar fühlte, wie die neuere, strengere Moral nicht ausreichte,

oder mit sophistischer Kunst eben auch das Unrechte billigen konnte, erlag er wohl hie und da im Kampfe; aber Agathon und andere Zeitgenossen haben sich schwerlich auch je wieder zu der Art des Sophokles zurückfinden können. Gewiß war der Impuls zu mächtig, die Forderung, die Aufgabe des Euripides vollständig zu lösen, rückte immer näher, bis Staat und Volk immer mehr verwilderten und die Künste sanken. Sophokles, der als vollendet und harmonisch in der Mitte steht, wiederholt in den wenigen Tragödien, die wir besitzen, dieselbe Form; Aeschylus erstrebt in jedem Werke eine neue, aber weit mehr noch Euripides, von dem uns die meisten erhalten sind.

Dieser Punkt aber, in welchem die Krankheit des Staats, des Familienlebens, des Gemüths und Glaubens in Bewußtsein tritt, ist in jedem Zeitraum und Volk eine sehr merkwürdige Wetterscheibe, ein Wendepunkt, von wo sich vor- und rückwärts alles erklärt, und die Wendung, welche die Ausgleichung nimmt, kann nicht bloß Geschichte der Kunst bleiben, sondern wird zugleich die des Staates und Geschlechtes. Der Kampf gegen das Verderbliche, sei es scheinbar, sei es wirklich, geht oft bis zur Verfolgung des Schönen und Vernichtung aller Kunst, wie die Bilderstürmer, Puritaner, Wiedertäufer und andere Sekten zeigen: die Liebe zum Schönen wird oft in Verweichlichung und Wollust das Gegentheil von sich selbst, große Kunstzeiten überstürzen sich oft und verschmachten an ihrer Fülle, wie in Italien nach Raphael geschah, das Gemüth, das zu sehr sich von Begier und dem Reiz der Sinne reinigen will, erzeugt auch wohl auf diesem Wege eine unreine, unkeusche Phantasie. Beispiele letzter Art dürftet ihr, Gefreundete, am ersten unter euren Zeitgenossen aufweisen können. Die naive heroische Zeit nimmt auch Begier, Liebe, Lust im naiven Sinne, ohne zu flügeln. Die Ver-

feinerung muß sich hüten, hier nicht zu fein zu werden; die Schneide springt, Scharten entstehen nicht nur, sondern die Klinge ist nun breiter, als bevor sie nur noch halb geschliffen war.

Nicht wahr, jene Zeit Carls des Neunten und Heinrich des Dritten in Frankreich möchte ihr nicht mit dem ausgearteten Griechenland, kaum mit dem gesunkenen Rom und Byzanz vergleichen? Ist der Frevel erst so hoch gestiegen und hat fast alle Adern des Lebens vergiftet, so kann weder von Krankheit noch Gesundheit mehr die Rede sein. Was sind die Verirrungen der Liebe und Leidenschaft, die Heftigkeit der Begier, das Bollüstige der Kunst und Sitten in Griechenland, oder zu Zeiten der früheren Medicaer, oder die wüthige Frechheit des Bocca; jenen Tagen gegenüber, in denen Meineid, Bosheit, Lüge, Unzucht, Blutdurst, Grausamkeit, Fanatismus und Bigotterie, mit Gottesleugnung im Bunde, ihr dreistes Spiel trieben? Jenes kann uns, an dieses gehalten, fast wie Unschuld erscheinen. Glaubt ihr denn nicht, daß die französische Kunst und Poesie gerade so fein muß, als sie seit fast zweihundert Jahren erscheint? Gewiß, sie ist der erklärende Schlüssel ihrer Geschichte. Aber wir können auch eben darum mit ruhiger Ueberzeugung sagen, daß sie nicht die deutsche ist, und niemals hätte werden sollen.

Denkt zurück, Freunde, wie Deutschland schon seit langem verwüstet war. Immerdar in seinen Kräften zerbrochen, ist es fast wunderbar, daß die Lebenskraft sich so schnell wieder herstellte, ja daß von ihm die größten Reformen in Kirche, Staat, Philosophie und Wissenschaft ausgingen. Ein kräftiges Lebensprincip entwickelt sich immer wieder, und erregt selbst fremde Nationen, kann aber, so scheint es, niemals geschlossene, befriedigte Eigenthümlichkeit, Kunst und Poesie, bewußtvolle Verfassung, Ge-

meinsamkeit der Stämme und sichere Macht im Innern wie nach Außen hervorbringen, sondern muß wohl den Anschein des chaotischen behalten, um den weißagenden Geist nicht zu verlieren.

Sehe ich nun auf euer Deutschland hinab, so ist es klar, daß weder die Hussiten, noch die Reformation, Bauernkrieg, Faustrecht, oder was es sei, so tiefe unheilbare Wunden, die noch nicht ganz vernarben wollen, geschlagen hat, als dieser fürchterliche, vernichtende dreißigjährige Krieg. Handel, Ackerbau, Städte, Dörfer, Wälder und Fluren waren verwüstet und vernichtet, ganze Provinzen menschenleer; Ermüdung, Erschöpfung hatten den Frieden herbeigeführt. Aber eine phlegmatische Schläfrigkeit, ein Erstarren aller Kräfte, eine dumpfe Gleichgültigkeit blieb, bis auf die neuesten Zeiten hinab, zurück. Früher war wohl nirgend, und auch wohl damals in keinem andern Lande, eine so trübselige Spießbürgerei, eine solche Angst vor allem Großartigen, ein solcher Widerwille gegen den hohen Styl des Lebens eingebrochen und allgemein geworden.

Die Heldenzeit nicht nur, die Zeit des geistigen Kampfes, selbst die der Rohheit war vorüber, ohne eine bessere, oder ähnliche an die Stelle zu setzen. Eine Dämmerung trat freilich in die Finsterniß ein. Wie alle Wurzeln des Lebens, der Selbstständigkeit und der Geschichte abgegraben waren, so konnte freilich die benachbarte Nation, die damals, durch Elend hindurch zum Glanz gelangt, ihre Geschichte beschloß, auf Gesinnung, Denkweise und sogenannte Poesie unbedingt einwirken. Eben so später eine Art von Philosophie, die ohne zu forschen das Höchste und Tiefste an den einfachen gesunden Menschenverstand führte, um von diesem stets Verneinenden zu erfahren, daß es weder Wunder noch Gedanken geben

könne. Beides, der französische Geist und dieser deutsche, vereinigten sich sehr gut mit jener unwissenden Spießbürgerei, deren Tugend war, fast wie die des Diogenes, keines Bechers selbst zu bedürfen, sondern so recht eigentlich von der Hand in den Mund zu leben.

Doch meldete sich der Geist und die ewig unauslöschliche Sehnsucht. Kommt ja doch auch jedes Jahr der Frühling wieder. Die steife Ehe, die langweilige Familie, die drückende Etikette, der scharfe Unterschied der Stände, die verlegende Anmaßung der Höheren, die grobe Unwissenheit des Adels, die veralteten Institutionen, das fast wahnsinnige Festhalten an Einrichtungen, die zermorscht durch sich selbst einzubrechen drohten, der Mangel jeder Freiheit und Leichtigkeit im Umgange und Gesellschaft, alles dies, von steifer Altklugheit, oder nachgeahmter unpassender Frivolität gerechtfertigt und angegriffen, war, die finstern Farben nur zusammen gerückt, das damalige Leben. Wo Poesie hernehmen? Was sollte sie nur bedeuten? Wer war da, sie zu genießen? Schien es doch, als bedürfe kein Mensch ihrer.

Nur aus dem Widerstande gegen diese Schroffheit, nur aus der Auflösung dieser Bande konnte sie hervorgehen, früheren Zeiten ganz unähnlich, gewissermaßen entgegengesetzt, die von Heroen, Kämpfen, Begebenheiten, Leidenschaften und sinnlicher Begeisterung anheben. Wie war dies in Jahren möglich — „wo Vernunft Unsinn, Wohlthat Plage“ — im Verlauf der Zeiten geworden war? Das Eis mußte schmelzen, um dem neuen Grün und den Blumen Raum zu geben.

Eine Auflösung, die durchdringen soll, mußte die steife Tugend verdächtig machen, den Hochmuth erniedrigen, die geschwächte Vergangenheit rechtfertigen, und das verkannte Herz, auch in seinen Schwächen, die sich nur
aus

aus dem Edelmuth erklären und erzeugen, vor dem Richterstuhl einer starren tragen Vernünftigkeit entschuldigen? In Wehmuth blüht der Frühling und geht das Schöne sichtbar auf. Das eine kann man nicht ohne das Andere wollen. Und so drang Göthe's Frühlingsegeist lösend und erfrischend in die Welt, durch seine Zartheit so kräftig, daß es vielen wie Sturm erschien. Die Ströme brachen, indem die Blüthenbäume wehten, so schnell, daß Schollen und Erde und kleine Krautgärtchen, manche moralische Observationshäuserchen mit fortgerissen wurden.

Was der steife Zuchtmeister Verbrechen genannt hatte, was der Unempfindliche verabscheute, trat nun als Gefühl, Nührung und Schönheit unter die erstaunten Menschen. Ein höheres Recht offenbarte sich im mächtigen Gedanken, der, mit dem Gefühl innigst verbunden, unmittelbar aus dem reinen Born der Natur geschöpft wurde. Wo ist in Frankreich, England, Italien und Spanien eine Zeit, die man mit dem wunderbaren Auftreten Göthe's vergleichen könnte? Welche Nation hat Lieder gesungen, wie jene wunderfamen Sehnsuchtsesänge? Wo ist je so, wie Andromeda, die nackte Schönheit vom Felsen entseßelt worden, die dem Meerthier zum Raube bestimmt war?

Daß dieser Zartheit gegenüber auch Eynismus, derber Humor, sich vernehmen ließ, war in diesem Gegenkampfe natürlich und nothwendig. Hat doch der frühere Klopstock auch, weil er keine große Zeit vorfand, ebenfalls auf seine Weise, sich und individuelle Begebenheiten, die Zweifelsucht des Tages, alle Forderungen jener Jahre, wunderlich genug seinem heiligen Gedichte eingewebt; man hat die Zufälligkeit der Liebe, die aufgeschobene Vermählung in der Episode der Eidli bewundert, die Doppelheit des Abadonna, die wiederkehrenden Zweifel so mancher Sünder und Befehrten am Dasein Gottes. Der größere

und poetischere Milton verleugnet zwar den Puritaner nicht, wie aber seine Aufgabe dem Bildsamen näher steht, so hat seine einfachere Zeit und sein mehr fester Charakter auch nicht so viel Schwierigkeiten und Widersprüche in seinem Gedicht anzuerkennen und zu lösen gehabt.

Wenn ich also den Euripides nicht anklagen mag, daß er, mit herrlichem Talent, aber doch mit ungenügenden Mitteln, das berührte und erklärte, was seine Vorgänger nicht kannten und kennen wollten, was aber dennoch die bewegte Zeit hervor arbeitete, so um so weniger unsern Götthe, der keine heroische Zeit, keine Sagenwelt, kein blühendes Land, keinen poetischen Cultus, keinen Homer oder Pindar, keine vollendete tragische und herrliche komische Bühne, keinen Phidias oder Polygnot vorfand — sondern ein verwirrtes, nichtiges Wesen in dem, bis zur Zeit der Erlösung, auch die edelsten Triebe untergehen mußten.

Aber freilich, die Aufgabe, die Götthe, sich unbesußt, in der Macht der Begeisterung gesetzt hatte, ist eine unendliche, eine gewagte, eben um so mehr, weil kein Zeitalter sie früher hatte, oder haben konnte, und Euripides nur ein fernes Parallel-Gemälde bildet. Das Zarte Phantastische, Liebebegeisterte, welches die Menge noch zur Schwäche oder Verbrechen stempelte, rechtfertigend und sieggelohnt hindurch zu führen, erinnerte an die schöne Legende, wie der Heiland Adam und Eva aus der Hölle nahm. Die unterirdischen Mächte mußten zürnen: die Begeisterung kann auch nicht wägen und messen — war denn nicht auch vielleicht das Heiligste, Unverletzliche gekränkt? Schimmerte nicht auch durch den Muth Uebermuth?

Lessing kämpfte eben damals für die Wahrheit einen ähnlichen Kampf gegen die oberflächliche und naseweise

Zweifelsucht, die sich der Philosophie wie Offenbarung so hochmüthig entgegen warf. Auch Lessing erschütterte mit dem Irrthume zugleich manches Unverlegliche. Und es ist rührend zu sehn, seit wie lange der edle Mann nach deutscher Poesie ausgesehn hatte, wie eifrig er für den Shakspeare und gegen die schwächliche Nachahmung nüchterner Vorbilder gelehrt hatte, und da nun endlich das Rechte kam, erschien es ihm in zu großer Gestalt, und er wendete sich unwillig ab.

Aber freilich hatte er auf seinem Standpunkte doch auch Recht, wenn selbst ein Nicolai nicht ganz Unrecht hatte. Verstand dieser den Werther auch nicht, so lag das Abgeschmackte seines Büchelchens doch nur in der Art und Weise desselben, nicht in der Grundbehauptung. Er mußte in diesem Kampfe unterliegen, wenn auch dem großen Lessing schwerlich ein cynisches Schlußkapitel zum Werther gelungen wäre. Aber freilich ist hier der Hauptpunkt und die Hauptfrage liegt hier: ob denn jene steife Altflugheit, Spießbürgerlichkeit, Verkennen des Schönen, so sehr sie dermalen Carrikatur und Frage war und jede Verfolgung verdiente, nicht ebenfalls auf ewigen Gesetzen ruhte, auf dem Edelsten und dem Unantastbaren der Menschheit? — Dies fühlte wohl Lessing, und er, der Revolutionaire, stand in diesem Streite auf der Seite der Alltagsmenschen. — Ist denn, fragen wir wieder aus der Zukunft heraus, nicht diese herrliche Poesie, die zeitgemäße nothwendige, so vollendet, so einzig sie sein mag, nicht dennoch, so wie die des Euripides, eine revolutionaire? —

Will man entgegen fragen: ist es in diesem Sinne nicht eine jede? — so ist dies nun wahr oder halbwahr, oder ein Viertel, indem alle Poesie sich des Geistes der Zeit bemächtigt, ihn ausspricht und zu höherem Leben erhebt. Denn es hat wohl noch keinen Poeten gegeben, der

nicht den Wunsch gehabt hätte, zu gefallen und sich allgemeinen Beifall zu erringen. Ein Dichter muß in diesem Sinne Demagog sein, aber es ist doch ein großer Unterschied, ob ein Perikles oder Cleon, ein Göthe oder Kogebue die Menge begeistert. Hat aber doch Göthe selbst Herrmann und Dorothee und die Iphigenia geschrieben, die in keinen Gegensatz zur Zeit treten, sondern nur das Edle, Wahre, über welches kein Zweifel statt finden kann, bestätigen und in das Licht der Verklärung stellen. Und so hat die Poesie die Kraft und Fähigkeit, immer noch wieder im alten, naiven Sinn die Gebilde nur als solche zu nehmen, sie klar und vollständig zu entwickeln, gleichsam aus sich selbst zu befreien, und auf diese Weise zwar erhebend, aber auch kühlend und beruhigend zu wirken.

Der Punkt oder die empfindliche Stelle ist aufgefunden, wo die Frage unmittelbar entsteht, wie Schönheit und Sittlichkeit eins und dasselbe werden können? Das Gefühl ist erweckt, welches sich verletzt fühlt, und eine philosophische acht psychologische Critik ist entstanden, die Grund und Ursache des Mißfallens, Gesetze, nach welchen es vermieden werden soll, aufstellen will. Zeigt sich Deutschland in einem Punkt vorgeschritten, so ist es in diesem. Eine neue Crisis, eine künftige Schule ist im Begriff, sich zu bilden, wenn sie nicht zu eilig ihre Untersuchungen schließend fertig zu sein glaubt, bevor sie noch recht angefangen hat. Denn England und Frankreich lassen sich von dergleichen Fragen und Gefühlen nichts träumen; das Erstere hat sein strenges moralisches System und zweifelt niemals, kann darum auch das meiste von Göthe als unsittlich abweisen, das zweite ist längst auch mit seinem moralischen Ideal fertig. Von Spanien und Italien kann in dieser Hinsicht nicht die Rede sein. Son-
derbar genug, da alle diese Nationen, Spanien abgerech-

net, in den neuesten Zeiten die Deutschen wohl an poetischer Produktivität übertroffen haben.

Nicht zu früh soll man, wie ich sagte, abschließen, denn leider liegt die Barbarei, das alte Spießbürgerwesen, selbst die hartherzige Heuchelei so dicht und nahe im Wege, den man gehen muß, daß es schwer ist, das Geringe nicht mit dem Edlen zu verwechseln. Es muß wohl schwer sein, denn nun stehe ich wieder an derselben Stelle, von welcher ich ausgegangen bin, und meine, gerade hier ist bei den jetzigen Deutschen das größte Chaos unauf löslicher Verwirrung, wo Philosophie und Kritik noch lange zu thun haben werden, bevor sie etwas Licht und Ordnung erschaffen haben. Denn nicht von den Schreibern der Menge bloß, auch von den Stimmführern geht die Verwechslung und Confusion aus.

Auch sehe ich noch jetzt nicht ab, wie ihr beizukommen ist, da das der verwundbare Fleck ist, die Eitelkeit der Zeit, ihre Tugend und ihr Stolz, mit der Heuchelei so wie mit dem Besten, selbst den edelsten religiösen Gefühlen nahe verwandt, der sentimentalischen Erziehung zunächst verbrüderet, der Fleck, weshalb so viele wohlgesinnte Seelen sich an mancher Poesie erbauen, so wenig sie auch poetisch sein mögen, — kurz es ist die verkehrte Welt, das Aufdenkopfstellen der Begriffe und Gefühle, eine in Instinkt und Glauben übergegangene Verdrehtheit, die selbst in meiner jetzigen Zukunft noch nicht ganz überwunden ist, geschweige in eurer Gegenwart. Und doch kann nur diese Aufklärung alles gut machen oder alles verderben.

Als ich noch vor Jahren unter euch wandelte, und noch lange nicht reif genug war, um in eure Loge aufgenommen zu werden, wenn sie damals schon existirt hätte — konnte ich manches nicht fassen, was die Welt verehrte, und fand so oft zu meinem Nachtheil abgeschmackt, was

so vielen und trefflichen Menschen edel und musterhaft vorkam. Eine Kleinigkeit. Selbst die Kinder kennen und lieben Paul und Virginie; Kupfer, Tapeten, Gemälde, erzählen die Geschichte, so populär ist die anmuthige Geschichte geworden. Ich reisete einst mit einem Libertin, einem Mann ohne Grundsätze, und, wie man so spricht, kam die Rede auf das Buch, das er lobte, den Schluß aber, als höchste Reinheit und Adel der Seele, als Blüthe jungfräulicher Sitte bewunderte, daß Virginie lieber umkommt, als sich entkleiden und zur Rettung an das Ufer zu ihrem Geliebten will tragen lassen. Einen Schluß, den ich immer höchst albern gefunden, und treuherzig geglaubt hatte, er könne keinem Menschen anders vorkommen. Ich entdeckte aber, daß nicht bloß dieser Wüstling, sondern fast das ganze Zeitalter dies und Aehnliches bewunderten und priesen. Wer kennt nicht Rousseau's Heloise? Mag man doch die Glut dieser Leidenschaft, welche alle bürgerlichen Verhältnisse vergift, schelten, die höhere Sittlichkeit vermissen, und beklagen, daß das Talent so überzeugende und rührende Gemälde entworfen hat — aber, Rousseau, sagen alle, hat durch den tugendhaften, edlen Schluß, durch diese Erfüllung der Gatten- und Mutterpflicht alles vergütet. Und, mag ich erfahren und denken, wie viel ich nur mag, mag ich alt und älter werden — so dünkt mich der Schluß gerade jetzt wie in meiner Jugend, das Verlesendste, mit dem ich mich auf keine Weise ausöhnen kann. Die Leidenschaft, die unglücklich wird, die sich und andere vernichtet, aber noch anerkennt, ist im Verderben mehr zu entschuldigen, der tragische Autor ist sittlicher, als derjenige, der erst das Gesetz, und nachher das Gefühl der Leidenschaft selbst verletzen und vernichten läßt. Werther, der leben bliebe, und seine Leidenschaft vergäße, oder über sie moralisirte, wäre in meinem Sinne höchst unsittlich,

und der jetzige ist rein und tragisch. In der *Stella* haben wir jetzt einen Schluß, der schlimmer ist, als die früheren.

Das Gegentheil ist aber jetzt unter euch (ich weiß nicht, in wiefern die Loge daran Theil nimmt) die allgemeine Gesinnung. Der Sudler mag Obscönitäten schreiben und flecksen, wenn er nur nachher moralisirt, Lebensrettung, Reue und Gebet anbringt: eine Casuistik der Begier und Sinnlichkeit, der verletzten Treue, der Keuschheit (denn darauf läuft die Aufgabe, der Reiz und die Erhebung immer hinaus) ist Euch behaglich, anziehend, wenn die Moral des Autors, die bis zur Grausamkeit gehn darf, auch nur nachher den Bösewicht oder die Sünderinn recht verabscheuen läßt. Diese Verderbniß der Phantasie, in der Hülle der Sitte zeigen unter euch so viele und selbst edle, hochbegabte Autoren. Als wenn der Dichter es damit gut machte, daß er oft das Abscheuliche, Widerwärtige erfindet, die Begier oft brutal walten läßt, und dann die Empfindungen der Reue, oder die unglücklichen Folgen verlegend ausspinnt, um ein Exempel auseinander zu setzen. Daß er so erfindet, ist, was man ihm vorwerfen muß; Motive, scheinbare Nothwendigkeit können hier nicht entschuldigen. Und dergleichen Dichtungen werden dann als Muster der Sittlichkeit gepriesen und der Jugend empfohlen. Dagegen Spaß, als solcher, naive Sinnlichkeit oder muthwilliger Scherz dünkt euch, und ihr zweifelt gar nicht mehr daran, unbedingt verwerflich, und jener haut goßt des Widerwärtigen setzt Tugend, Herz und Sinn aller Hochgebildeten, Jungfrauen und Greise in erfreuliche Bewegung, und ihr würdet erschrecken (obgleich man früher auf Wieland nicht schelten durfte), wenn man euch sagte, daß sein neuer *Amadis* vielleicht dessen bestes und unschuldigstes Gedicht sei, und im dreisten Scherz

viel unschuldiger, als so manches sentimentale Zerrbild, das ihr jetzt als Muster anstaunt, und aus welchem die Häßlichkeit betäubend heraus schreit. Darum ist euch auch die Unschuld, ja Erhabenheit von Romeo und Julie nicht deutlich zu machen, und darum wird noch manch Jahrzehend —

Ich sehe die unglückseligen Wolken aufsteigen — — „kurz laßt mich sein“ — darum schelten auch die, die sich an jenen Dingen erbauen, die sich mir als häßlich im Gewand der Jugend aufdringen, Göthen und dessen Sinnlichkeit und Mangel an höchster Sitte, obgleich die Zeit nichts hervorgebracht hat, was neben Iphigenia und Tasso treten dürfte — — und Elärchen, Gretchen — und Naturgefühl, die Frische des Reizes — —

Aber — — immer dichter wird die Masse — von derselben Gegend aus, da Nikolai, nach ihm so viele Moralisten, nach diesen Pustfuchsen (allegorischen Andenkens) austraten, werden immer wieder und geistiger, tiefsinniger dieselben Angriffe auf Göthe's Poesie geschehen müssen — bis das Urtheil endlich ein wahres philosophisches geworden ist, — bis wir wissen, was die Ethik in der Kunst sei, — zwar hat unser Freund Solger vorgearbeitet, und von ihm, Freunde, lernt — die meisten, weiß ich wohl, verstehn ihn nicht, und wollen ihn auch nicht verstehn —

Massen von Schicksal, Reue, Isidor, Derindur, Schemen der Hegelianer — immer dichter wirbelt's — die Wolken und Nebel werden zu dick, Linda und Moquairol, Eboli und Milford, Beweis, daß Meisters Wanderschaft ein vollendetes Kunstwerk — — es ist ganz finster.

Ich lege in der Eil noch folgenden Aufsatz bei. — Es ist eine Probe-Arbeit eines sehr bekannten Mannes,

der sich unter die Unbekannten wollte aufnehmen lassen. Sein Wunsch ist erfüllt, und er sitzt jetzt als der Letzte zu unterst unter den unbekannten Obern. —

Schicksals-Novelle vom jungen Wolfgang und der alten Philistria.

Ja wohl war sie schon ziemlich alt, die widerwärtige Alte. Doch war das gerade ihr geringster Fehler. Hätte sie nur nicht mit dem auch nicht mehr jungen Herrn von Spießbürger in wilder Ehe gelebt und selbst Kinder mit ihm gezeugt, die fatale Altflugheit, deren lange spitze Nase über alles hinweg sah, den übrigens soliden Haberecht und noch einige des Gelichters. Wo der eigentliche Gemahl der Philistria hingekommen, wußte Niemand zu sagen, auch munkelte man, sie, die Alte, habe nicht immerdar diesen wunderlichen mythologischen Namen geführt, auch von einem Sohn, der verschwunden, ging eine dunkle Sage. Aber kurz, sie besaß doch das Erbe, gab Gesetze, bezog das Einkommen, und den Ihrigen ging es, bis auf eine unsterbliche Langeweile, recht gut, die ihnen aber doch zuschlug, weil sie immer stärker und feister wurden.

Durch Wald und Thal wandelte ein Jüngling, schöner Gestalt, kühnen Blicks, allen Menschen wunneseam anzuschauen. Apollon selbst begegnete ihm oft unter Trümmern auf den Felsen am Ufer des Stromes, in der Heiligkeit des dunkeln Waldes: in Menschengestalt kam er zum Jüngling, und machte sich zu dessen freundlichen Gesellen. In einer geweihten Stunde entdeckte ihm der Gott, daß der Gemahl der Alten, ein großer edler König, von ihrer verruchten Hand ermordet sei. Seitdem sei alle

Schönheit des Landes und der Zeit erstorben: große Helden, freisinnige Sänger, Tanz, Musik und Lautenspiel seien alle verschwunden und verwelt, die Welt sähe sich nicht mehr ähnlich seitdem, und er, der Wolfgang sei dazu bestimmt, die alte gute Zeit wieder herzustellen. Daß zog sich Wolfgang zu Gemüthe, um so mehr, da Apollon sein Inkognito fallen ließ und sich ihm als den großen Beherrscher des Parnasses und aller Musen zu erkennen gab.

Mit glänzenden Waffen, mit Siegermiene trat er in das gemißbrauchte Königshaus. Sie fiel, die Alte, unter seinen Händen, die widerwärtigen Kinder ebenfalls, und so sehr sich auch der Herr von Spießbürger mit seinem kleinen Degen wehren wollte, so schlug der Held ihn doch diesen mit solcher Kraft aus der Faust, daß der Porzellan-Griff des Schwerdtes klirrend in hundert Stücke brach, Spießbürger im Entsetzen entfloß, die große Stiege des Hauses hinunter fiel, und den Hals abstürzte. Da nun reiner Tisch gemacht war, so kamen auch Helden und Sänger wieder in das verödete Land, Wolfgang beherrschte die Gegend, und die Freude war allgemein. Da kamen Freunde und schlossen sich dem muthigen Wolfgang an, da waren Diener, die ihm folgten, die Heiterkeit des Gefanges durchströmte alle Gegend. Aber in der jungen Freude zerstörten die Gefellen auch den Hausrath der Gestorbenen, warfen alles durch einander, störten Recht und Gericht, und das Land fing an zu verwildern. Zugleich verbreitete sich, erst still und furchtsam, dann lauter und dreister das Gerücht, Wolfgang sei der verlorne Königsohn, und habe zwar den herrlichen Vater gerächt, aber auch an der Mutter gestrevelt. Bald darauf stiegen aus den Zimmern, Wäldern und Bergen die traurigen Gestalten der Ernynnien auf, die mit Vorwürfen, mit finstern

Blicken und Scheltworten dem Wolfgang sein Leben verkümmerten. Er verlor nicht Muth und Fassung, aber verdrießlich ward er je zuweilen und wünschte sich der Gesellschaft der Lästigen zu entziehen. Auch fiel ihm das Treiben der Freunde zur Last, die in seinem Namen manches Ungebührliche verübten. Immer verfolgt von den Vorwürfen der traurigen Moralspredigerinnen machte er sich auf, seinen Freund, den Apollon aufzusuchen und dessen Angesicht wieder zu schauen. So reiste er durch Land und Stadt, über Hügel, Berg und Strom. Er wollte das Drakelland besuchen. Groß war seine Freude. Alles sprach zu ihm: Vorzeit und die Nymphen; aber hinter ihm wandelten jene Verfolger. Er fragte und forschte nach dem Ideal. Hier, dort wurde er hingewiesen. Jeder kannte es, keiner hatte es gesehn. Die Wohnung wurde in den verschiedensten Richtungen angegeben. Wolfgang wünschte nur seinen göttlichen Freund wieder zu schauen. Die einfältigen groben Scheltworte der Verfolgerinnen schallten indeß von allen Seiten. Er suchte sie so oder so zu versöhnen, er that manches, um, wie er glaubte, sie zufrieden zu stellen, aber vergeblich. Viele Tempel sah er freudig und hoffend, viele herrlichen Geschenke brachte er dar. Endlich begegnete ihm auch Apollon, und verhiess ihm Befreiung von seinen Verfolgern.

Der Areopag wurde versammelt, die Klage geführt, öffentlich; weise Männer bildeten den Senat, Apollon vertheidigte seinen Liebling, auch Pallas Athénā trat hinzu. Die Klage ward vernommen, Zeugen abgehört, auch die wilden Umschweifenden wollten ihren Prozeß gewinnen. Der jugendliche Gott war milde und freundlich, tadelte jene Verfolgerinnen, lobte die That des Jünglings, wollte aber nicht Recht finden, daß er, nachdem er sein glänzend Angesicht einmal geschaut, und nur gethan, was er, der

Gott, ihm aufgetragen, sich irgend habe schrecken lassen. Auch wollte er das Umirren nicht rühmen, lächelte über das Forschen nach jenem Ideal, das nirgend sei, so weit sich auch sein abergläubiger Dienst verbreitet habe. Du warst mein Eingeweihter, fuhr der Gott fort, ich hatte dein Herz entzündet; was bedurftest du mehr? Hülfe hast du bei Natur und Kunst gesucht in der Nähe und Ferne, und hast auch jenen prosaischen Verfolgern zu Zeiten allzuviel nachgegeben, denen du es nimmer recht machen könntest. Als Herrscher wärest du mit deinen Satzungen durchgedrungen, und ein neuer Dienst hätte sich mir aufgebaut, auf unerschütterlichen, ewigen Pfeilern ruhend. Warum genügte ich dir nicht? Ist meine Macht zu geringe?

Da nahm die Advokatinn, die älteste jener Verfolgerinnen, das Wort und sprach: ja wohl sollte ein neuer Götterdienst gegen Fug und Recht aufgerichtet werden; aber, sind wir denn nicht auch göttlicher Abkunft? Ist denn unsre Familie, sind denn unsre Ansprüche nicht älter? Wollt ihr die Freiheit, das Edle, Große, wie ihr es nennt, so unbedingt, so zertretet ihr unsere Satzungen und Tempel, die auch auf dem Edlen, Ewigen, Festen und Naturgemäßen sich stützen. Zerstört ihr unser Wesen, die Sicherheit, die Grundlage alles Daseins, so werden eure Gebilde auch nur Schimären, und verflattern von selbst in Luft. Ihr wollt die Welt in Traum, Liebe und Sehnsucht auflösen: aber Vernunft, Sitte, Regel, Gesetz kann sie nur zu einer menschlichen machen. Aber ihr kehrt die Sache um. Was nur als Luxus, als Bier und Spiel da sein darf, wollt ihr zur ersten, nothwendigen Bedingung des Lebens erhdhn, und nicht nur erklärt ihr uns, die ältern Götter, für überflüssig, sondern kündigt uns, als feindseligen, zerstörenden Gewalten, den Krieg an.

Soll aber etwas leben, bleiben, dauern, so ist es die Sitte, das ewige Gesetz, auf dem alle Bürgertugend ruht, wodurch der Bund der Staaten nur möglich ist, wodurch der Mensch, seinen irdischen Beruf veredelnd, sich den Göttern gleich stellen kann. Und mit diesen ewigen, allerhöchsten und heiligsten Sagen, die ihr nur die alten Vorurtheile nennt, ist eure schwärmerische, leidenschaftliche Poesie im Kampf, ja eure Begeisterung entzündet sich an dem Widerwillen, am Haß gegen uns. Können wir uns nicht einigen, und wir wenigstens wollen es nicht, so müßt ihr uns das Feld räumen, und jenen Dreifachen Wolfgang uns zum Opfer geben, der zwar eine Verbrecherin hinrichtete, aber in dieser auch sein eignes Blut, sein Herz selbst verletzete. Ja wohl sind wir die alten Vorurtheile. Wir sind es, ohne welche kein späteres Urtheil entstehen kann: unser Wesen ist so heilig, unsre Geburt so alt und ewig, daß wir keines Beweises, keiner Hülfe der Vernunft für uns bedürfen, auf welche ihr neuern Abkömmlinge, trotz eures Hochmuths, euch immerdar berufen müßt.

Apollo wollte in seinem Götterzorne mit Hefigkeit erwiedern. Aber Pallas, welche in ihrer Weisheit vorausah, daß auf diesem Wege die alten und neuen Götter sich immer grimmiger entzweiten, vielleicht für alle Zeiten feindselig trennen würden, nahm das Wort und besänftigte durch kluge Rede beide Partheien. An jener alten Frau, fuhr sie fort, nachdem beide schon ruhiger geworden waren, war, beim Licht besehn, eben nicht viel verloren, darüber sind wir alle einig. Nebenher kann ich euch als gewisse Wahrheit versichern, daß dieser Dichtersjüngling ihr Sohn nicht war, wenn auch mit ihr verwandt, aber der ächte Sprößling des ermordeten Fürsten ist er wirklich. Ihr, Vorurtheile, ihr ehrwürdigen, nehmt

aber die Parthei gegen ihn, mehr, weil er euch verlegt und eure Wohnsitze stört, als daß ihr die Hingerichteten rächen wollt, die euch freilich eine liebe Freundin war. Aber warum wollt ihr als zürnende, anklagende und verfolgende auftreten? Ranken, keifen, wüthen, um große und kleine Ursachen? Ihr Lieben, warum wollt ihr nicht lieber den Namen der ehrwürdigen, der heiligen, der unverleglichen tragen? Um eure Freundschaft möcht' ich bitten, aber ihr müßtet auch so fromm und gütig sein, diesen Drachencharakter, der euch wirklich nicht liebenswürdig zu eurem Gesichte steht, abzulegen. Ihr Trefflichen, ihr seid alt, das ist wahr, aber darum gar nicht so häßlich, wie ihr vielleicht selber von euch glaubt, und euch darum fast willkürlich in so grimmigen Zorn werft. Ich und mein Bruder Apollon sind wohl mit ewiger Jugend geschmückt, aber ihr könntet doch auch mitunter in unsre Gesellschaft treten, alt mit jung, jung mit alt macht zuweilen trefflichen Umgang. Ihr erzähltet uns von alten Zeiten, ich kann von euch lernen, ich theile euch meine Gedanken mit, und wenn der wilde Lockenkopf sich auch nie ganz mit euch verträgt, oder ihr mit ihm, so ist die freundliche Annäherung schon genug.

Die Alten fühlten sich geschmeichelt, ihre Miene wurde milder. Selbst Apollon und sein Liebling, indem sie jene Weiber genauer betrachteten, fanden sie jetzt nicht mehr so unangenehm, wie vorher. Die Stimmen wurden über den Dichter gesammelt, und Pallas, die keine Mutter hatte, die unmittelbar vom Zeus entsprungen war, und ohne Leidenschaft weder die Poesie noch Kunst unbedingt wollte, eben so wenig aber die zerstörende Vernünftigkeit, sprach, da die Stimmen gleich waren, den Dichter los für alle seine früheren Werke.

Hier — war der Schluß des Senats: versöhnt sich die Kraft leicht mit dem Vorurtheil, denn die unsterbliche Schönheit, die ewige Natur durchdringt die Dichtung, und die Vernichtung des alten Gesetzes ist nur scheinbar, denn aus der höchsten Region dringt ein noch älteres, vergessenes, wieder ein, und muß daher die lieben alten versöhnten Vorurtheile am allerleichtesten beschwichtigen. Der Uebermuth der Epigrammen und Elegieen ist wahrhaft unschuldig, wie die alte Zeit. Was Meister betrifft und dessen Fortsetzung, so hat der Dichter hier seinen alten Feindinnen zu viel recht machen wollen, und sie dadurch am meisten verletzt; die Wahlverwandtschaften, das tiefsinnige Werk, dringt in die tiefste Wunde der Zeit ein; hier stritten die alten Verfolger am meisten mit dem Gott Apollon, und beide geriethen in Zorn.

Alle gaben sich die Hand zur innigen Ausöhnung, und Pallas fügte hinzu: warum hat Apollon diesen unsern Dichter und manchen schon begeistern wollen, um das zu singen, was er selber nachher hie und dort tadeln muß? Dies wird aber nun aufhören, Friede wird im Lande sein und die Tugend, die wahre, ungeschmückte Sittlichkeit erkannt werden. Scherz und Wiß werden wieder unschuldig und keinen mehr verletzen. Durch Naivität, ächte Erhabenheit, Milde ist der Gongorismus der Tugend wieder zerbrochen worden, der im Gefühl eben so wenig schön und richtig ist als im Vers.

Die Göttinn ging nach dem Olymp, Apollon weihte den Dichter und lud ihn zu sich und den Göttermahlen ein, die Vorurtheile hatten durch den Verlust des Prozesses mehr gewonnen als verloren, und im Frieden blühte Delbaum und Lorbeer frischer als zuvor. — —

Der letzte Schluß der Versöhnung ist aber, wie sich von selbst versteht, aus unserer Zukunft heraus zu euch antedatirt.

Die Freunde hatten sich schon oft während des Vorlesens forschend angesehen, ob einer von ihnen sich in diese sonderbare Rolle geworfen habe. Aber auf keinen konnte der Verdacht fallen. Sie beschloßen, den Schreiber zu erforschen, um ihn wo möglich, aus seiner erhabenen Stellung zu ihrem gewöhnlichen Clubb herunter zu ziehen. — —

Wie diese Forschungen abgelaufen, was sich weiter in diesem Clubb zugetragen, davon findet sich wohl noch künftig eine Gelegenheit, manches mitzutheilen, wozu hauptsächlich, wenn diese Mittheilungen irgend auf eine Art von Vollständigkeit Anspruch machen sollen, eine genaue Charakteristik der Werke unsers großen Dichters unerläßlich ist. Der geneigte Leser nehme für jetzt mit diesen einleitenden Fragmenten vorlieb, die ihm doch ohngefähr den Standpunkt angeben werden, von welchem diese Gesellschaft Göthe, Lenz, jene Schule und ihre ganze Zeit von verschiedener Perspektive aus anzusehen pflegen.

L e n z.

Es ist schwer, jetzt etwas Bestimmteres, nähere Umstände seines Lebens zu erfahren, da die meisten Freunde und Bekannte jener Zeit, als Lenz bekannt, eine Zeit lang sogar berühmt war, nicht mehr leben. Es machte mich auch, gestehe ich, etwas faumfeliger, als ich außerdem wohl würde gewesen sein, da Herr Doktor Dumpf in Dextfiol in Liefland seit Jahren an einer ausführlichen Lebensbeschreibung des unglücklichen Dichters arbeitet, die mit der Sammlung dieser Schriften zugleich erscheinen sollte. Ich habe, in Erwartung dieser Biographie, mit der Herausgabe der Schriften gezögert. Jene Lebensbeschreibung wird ohne Zweifel interessant und befriedigend ausfallen, da der Herausgeber die Familie des Verstorbenen und alle seine Verhältnisse genau kennt, auch viele Briefe von ihm und an ihn in Händen hat, die literarisch und in psychologischer Hinsicht wichtig sein müssen. Als Hr. Dr. Dumpf vor Jahren von meinem Vorsatz hörte, an die Gedichte unsers fast vergessenen Lenz durch eine neue Ausgabe derselben wieder zu erinnern, interessirte er sich sogleich lebhaft für diesen Plan, und gab mir einige Nachweisungen, sendete mir auch bald einige Manuscripte, die der Leser zum Theil als Anhang des dritten Bandes finden wird. Diese sind theils noch bisher ungedruckte Gedichte, die Lenz in Weimar oder früher selbst schrieb, so wie einige prosaische Fragmente. Die letzten Gedichte, so wie zwei größere prosaische Aufsätze, die auch nicht geendigt sind, sind aus seinen letzten Jahren, in Moskau geschrieben, wo seine Kraft bald abnahm, und er ermattet und siech in ein frühes Grab sank.

Jakob Michael Reinhold Lenz war 1750 zu Seßwigen im wendischen Kreise in Liefland am 12ten Januar geboren. Er war der zweite Sohn des Pfarrers und Probstes des wendischen Kreises, der zu seiner Zeit auch als theologischer Schriftsteller in seiner Heimath nicht ganz unbekannt war. Dieser ward 1759 als Prediger nach Dorpat berufen, hier zeigte sich bei dem Sohne, Reinhold Lenz, früh eine Neigung zur Dichtkunst. Im Jahr 1768 ging Lenz auf die Universität nach Königsberg, wo er 1769 sein Gedicht von den Landplagen drucken ließ. Von hier begab er sich mit einem kurländischen Edelmann nach Straßburg. In Berlin besuchte er Ramler und Nicolai, und hatte damals Popes Essay on Criticism in Alexandrinern übersezt, welche Uebersetzung aber, so viel ich weiß, niemals ist gedruckt worden. (S. Archiv der Zeit, Berlin, Jahrgang 1796 p. 269.)

In Straßburg lernte er Göthe kennen (S. Göthe's Wahrheit und Dichtung), diese Bekanntschaft und der fortgesetzte Umgang des großen Geistes brachte in dem sanften und weichen Gemüth des jungen Dichters eine schnelle und gewaltsame Revolution hervor; diese begeisternde Zeit war das höchste Glück und später das Unglück seines Lebens.

Schnell entwickelte sich sein Talent, der Reichthum seines Geistes mußte ihn selbst in Erstaunen setzen. Seine Arbeiten entstanden rasch, der Gegenstand begeisterte ihn, aber eben so sehr die Manier, die sich sogleich in aller Schärfe meldete. Die Laune genügte nicht, auch Grille mußte sich einweben, so wie eine isolirte Polemik, die durch That und Wort den Leser recht eigentlich vor den Kopf stoßen sollte, und sich dessen recht bewußtvoll erfreute.

Von den Jahren 1773 bis 76 war wohl das poetische Talent unsers Lenz rege, früher, als der Götz von Berlichingen erschienen war, hat er wohl nichts Größeres, das Bedeutung hatte, ausgearbeitet. Als Göthe nach Weimar gekommen war, hat er auch einige Zeit dort gelebt. Manche der Gedichte im Anhang sind aus dieser Periode. Leidenschaftlichkeit und Ueberhebung, zu große Meinung von seinem Genie, dem abwechselnd eine desto schmerzlichere Geringschätzung, ja Verachtung seiner selbst, folgte, zerstörte sein Wesen. Wie schwach und unzusammenhängend sein Charakter war, sehen wir z. B. daraus, daß er früher jede Gelegenheit ergreift, Wieland zu schmähen, und doch bald darauf ein so ungehöriges, schmeichelndes und unterwürfiges Gedicht an ihn richtet.

Im Jahr 1777 war er wieder in den Rheingegenden. Er hatte dort den Tod der Schwester Göthe's, der trefflichen Schlosser, erlebt. Auf diesen Vorfall bezieht sich das Gedicht an die Frau Sarassin in Basel. Sein Schmerz, die Verwirrung aller seiner Gemüthskräfte brach in Schlossers Hause bald in Wahnsinn und Raserei aus. Man mußte den Armen in Ketten legen. Weil er nicht zu zwingen war, und das Elend in der Nähe zu traurig wirkte, gab ihn Schlosser aus seinem Hause zu Ennedingen in die Nachbarschaft in Aufsicht. Ein Schuhmacher nahm sich seiner an, und ein junger Gesell, Namens Conrad, war sein Wächter. Dinte, Feder und Papier waren dem Kranken untersagt. Zu seinem Aufseher gewann der Unglückliche eine solche Liebe und Freundschaft, daß er von ihm das Schuhmacherhandwerk lernte. Nach drei Monaten verließ ihn Conrad, sein Freund, um auf die Wanderschaft zu gehn, und in diesen Umständen haben wir von dem Beklagenenwerthe folgende Briefe an Herrn Sarassin in Basel, die keiner ohne tiefe Rührung

lesen wird, am wenigsten der Menschenfreund und Kenner der Poesie, der sein großes Talent zu würdigen weiß.

1.

„Lieber Herr C. Es freut mich, daß ich Ihnen wieder schreiben kann. Ich habe eine große Bitte an Sie, die Sie mir nicht abschlagen werden: daß Sie so gütig sind, und meinem besten Freunde und Cameraden, dem Herrn Conrad Süß, doch einen Meister verschaffen, wenn er außer der Zeit nach Basel kommt, weil jetzt die Handwerksbursche stark gehen, und ich den Herrn Hofrath bitten will, daß er seinem Vater zureden soll, ihn noch länger als Johannis bei sich zu behalten, damit ich die Schustererei bei ihm fortlernen kann, die ich angefangen habe, und er ohnedem bei seinem Herrn Vater und mir viel versäumt. Es wird das nicht schwer fallen, da er gewiß ein guter und fleißiger Arbeiter und sonst wohl erzogenes Kind ist, und Sie werden mich dadurch aus vieler Noth retten, die ich Ihnen nicht sagen kann. Ausgehen ist mir noch nicht gesund, und was würd' ich anfangen, wenn er auch fortginge, da ich gewiß wieder in meine vorige Krankheit verfallen müßte. Hier bin ich dem Herrn Hofrath gegenüber, und ist mir so wohl, bis es besser mit mir wird. Wenn es nur einige Wochen nach Johannis sein könnte! Melden Sie mir doch, ob sich dort keine Meister finden, die auf die Zeit einen Gefellen brauchen. Wenn Sie nur wollten probiren, sich von ihm Schuhe machen zu lassen, ich bin versichert, daß er sie gut machen wird; besonders wenn er einige Zeit in Basel gewesen, und weiß wie Sie sie gern tragen. Fleißig ist er gewiß, davon bin ich Zeuge, und er arbeitet recht nett,

besonders wenn er sich angreift. Viel tausend Grüße an Ihre Frau Gemahlinn und an den Herrn Hofmeister, und an die Kleinen. Ich bin bis ans Ende, Ihr gehorsamer Freund und Diener.

Lenz.“

„Er soll jetzt das erstemal auf die Wanderschaft, und ich bin jetzt bei seinen Eltern ein Vierteljahr lang wie das Kind im Hause gewesen. Er ist mein Schlafcamerad, und wir sitzen den ganzen Tag zusammen. Thun Sie es doch, bester Herr Sarassin, lieber Herr Sarassin, es wird Sie nicht gereuen. Emmediingen einige Tage vor Johanni 1778. Ich könnte mich gewiß nicht wieder so an einen andern gewöhnen, denn er ist mir wie ein Bruder.“

2.

„Lieber Herr S. Ich habe ein großes Anliegen, ich weiß daß Sie meine Bitte erhören werden. Es betrifft meinen Bruder Conrad, der für mich auf der Wanderschaft in der Fremde ist: daß Sie ihm dazu verhelfen, daß er für Sie arbeiten kann. Er war schon fort, als ich Ihr werthes Schreiben erhielt, und seine Abreise war so plötz- lich und unvermuthet, daß ich ihm kein Briefchen an Sie mitgeben konnte. Seitdem hab' ich immer auf Nachricht von ihm gewartet, bis er endlich schrieb, daß er in Basel keine Arbeit bekommen, sondern in Urlesheim, einem katholischen Orte, anderthalb Stunden von Basel. Nun hab' ich kein Anliegen auf der Welt, das mich mehr bekümmert, als wenn ich nur so glücklich seyn könnte zu hören, daß er bei Ihrem Schuhmacher wäre, und Ihnen arbeiten thäte. Das würde mich in kurzer Zeit gesund machen. Erzeigen Sie mir diese Freundschaft und Güte. Die Freude und der Trost, den ich daran haben werde, wird unaussprechlich seyn: denn das Wasser allein hilft

mir nicht, wenn meine Freunde nicht mit wollen dazu beitragen. Ich kann Ihnen das nicht so beschreiben, warum ich so ernstlich darum bitte: er ist auf Mannsschuhe besprochen, und ich hoffe, wenn er nur erst Ihre Gedanken weiß, wie Sie's gerne tragen, Sie werden gewiß mit seiner Arbeit zufrieden sein, wenn auch das erste Paar nicht gleich gerathen sollte. Herr Süß hat mir versprochen, so bald Sie ihn unterbringen, soll er seinem Meister in Arlsheim auffündigen; und ich bin versichert, er wird es aus Liebe für mich thun, und aus Liebe zu sich selbst, welches einerlei ist: denn ich werde keine ruhige Stunde haben, wenn er an dem katholischen Orte bleibt, und wenn er jetzt schon weiter wandern sollte in der großen Hitze, das würde mir auch keine Ruhe lassen.

Es freut mich recht sehr, daß Sie wieder einen Hofmeister haben, und Ihre Frau Gemahlinn sich gesegneten Leibes befindet. Gott wolle ihr eine glückliche Entbindung schenken, daß Ihre Freude vollendet werde, und Sie auf dieser Welt Nichts mehr zu wünschen haben mögen. Dann werde ich auch gesund werden, und wenn der Conrad für Sie arbeitet.

Weiter weiß ich nichts zu schreiben, als, ich gehe alle Morgen mit meinem lieben Herrn Süß spazieren, und bekomme auch alle Tage den Herrn Hofrath zu sehn. Nun fehlt mir Nichts, als daß es alles so bleibt, und Gott meine Wünsche erhört, und Sie meine Bitte erfüllen, daß der arme Conrad wieder zu seinen Glaubensgenossen kommt. Und ich verharre unaufhörlich und zu allen Zeiten

Ihr

bereitwilliger Diener und gehorsamer Freund,
J. M. R. Lenj.

Ich trage Ihren Brief immer bei mir, und überlese ihn oft: er hat mir eine große Freude gemacht, und daß Sie sich auch meines Conrads so annehmen."

3.

„Ich kann in der Eile Ihnen, theurer Herr und Gönner, nichts schreiben, als hunderttausendfältigen Dank, für die Freundschaft und Güte, die Sie für mich und meinen lieben Conrad haben, an den ich mir die Freiheit nehme einige Zeilen mit beizulegen, und Ihnen zu melden, daß ich jetzt nach Wisbyll hinaus reisen soll, wo ich brav werde Bewegung machen können, mit der Jagd und Feldarbeit. Ich bin so voller Freude, über so viele glückliche Sachen, die alle nach meines Herzens Wunsch ausgefallen sind, daß ich für Freude nichts Rechts zu sagen weiß, als Sie zu bitten, daß Sie doch so gütig sind und Ihr Versprechen erfüllen, den ehrlichen Conrad für Sie Arbeit zu geben, weil es mir nicht genug ist, wenn er bei Ihrem Meister Schuhmacher ist, und nicht auch für Sie arbeitet. Verzeihen Sie meine Dreistigkeit, ich bitte doch um Nachricht von Ihnen und Ihrer Familie, auch nach Wisbyll. Zwar ist der Herr Hofrath jetzt auch nach Frankfurth verreist; der Conrad wird mir aber Ihr Briefchen schon durch seinen Vater zuschicken: ich werde wohl einige Zeit ausbleiben. Hunderttausend Grüße Ihrer Frau Gemahlinn und sämtlichen Angehörigen.

Ihr gehorsamer Freund und Diener.

Lenz."

4.

„Eben jetzt, theurer Gönner, erhalte ich noch den Brief von Conrad zu dem Ihrigen, und muß hunderttausend Dank wiederholen, daß Sie so gütig sind, und für

und beide so viel Sorge tragen, und sich auch nach mir erkundigen wollen. Auch Herr Süß und seine Frau haben mir aufgetragen, Ihnen doch recht viele Danksa-
gungen zu machen, für die Güte die Sie für ihren Sohn gehabt, und daß der Herr Hofrath nach Frankfurth ver-
reist sey, sonst würden sie es auch durch ihn haben thun lassen. Gott wolle ihnen alles das auf andere Art wie-
der vergelten, was Sie mir für Freude gemacht haben. Ich habe jetzt auf lange Zeit genug an des Conrads Brief, den ich im Walde recht werde studiren können. Sagen Sie nur dem Conrad, er soll Wort halten, und seine Eltern vor Augen haben, am meisten aber Sie seinen Wohlthäter, und dann auch den Herrn Hofrath Sch., und dann auch mich, und meinen Zustand der Zeit her, daß es ihm nicht auch so ergehe, wenn er nicht folgt. Seyn Sie hunderttausend Mal gegrüßt alle zusammen, nochmals von Ihrem gehorsamsten

Lenz.“

Geheilt kam er nach einiger Zeit nach Petersburg, von da nach Moskau, wo er, so viel ich weiß, bald nach 1780 gestorben ist.

Die neue Herausgabe dieser merkwürdigen Schriften ist weder für Kinderstuben noch Mädchen-Pensionen bestimmt. Daß ein junger, sonderbarer, oft unbegreiflicher Dichter, dem Göthe, Wieland, Jacobi und mehre berühmte Männer jener Zeit ihre Achtung nicht versagen konnten, nicht verdient, ganz vergessen zu werden, bedarf keiner Er-
örterung. — —

Die Schriften haben sich so selten gemacht, daß einige vielleicht ganz verloren sind. Als Bild der Zeit und des damaligen Strebens in einer Hinsicht, und in der andern, um einen Genius kennen zu lernen, der es verdient, und ihn zu studiren, wenn man die Poesie für mehr als Zeitvertreib hält, sind die Werke unsers Lenz außerordentlich lehrreich.

Auf einem Blättchen unter Lenzens Papieren, das für den Druck bestimmt war, findet sich:

„Da es mehrere Lenz in Deutschland giebt und ich meinen Herren Recensenten in der Allgem. Deutsch. Biblioth. ein für allemal das Exemplar schuldig bin, so habe ich zur Vermeidung alles Mißverständnisses und zum Nachtheil meiner Namensvettern meinen ganzen Namen mit allen seinen Unterscheidungszeichen hersehen wollen.

„Jacob Michael Reinhold Lenz (geb. zu Schwegen in Liefland), Verfasser

des Hofmeisters, der Soldaten, der beiden Alten, der Algierer, der Laube, der Catharina von Siena und einiger Recensionen im deutschen Merkur

soß nun, im Fall es zu grob kommt, meine ganze Gegewehe sein.“

Ob diese Anzeige irgendwo gedruckt wurde, weiß ich nicht, ich kann selbst nicht sagen, wann sie geschrieben ist, der Hand nach zu urtheilen um die Zeit, als Lenz sich in Weimar aufhielt. Hat diese Anzeige auch keine Beweiskraft gegen die Schriften, die er nicht nennt (denn die Lustspiele nach Plautus, so wie die Uebersetzung der Shakespeareschen Comödie, die doch ohne Zweifel von ihm herühren, werden hier nicht aufgezählt) so muß er doch Autor von denen sein, die er hier namhaft macht. Die Catharina von Siena scheint also sogar schon gedruckt gewesen zu sein, aber ehngeachtet aller Bemühungen habe ich

nichts von ihr entdecken können, obgleich man sagt, daß Lenz selbst diese Arbeit am höchsten unter seinen Gedichten gehalten habe. Auch von der Laube habe ich nichts in Erfahrung bringen können.

Der Erste Band enthält:

1. Den Hofmeister, das frühest und merkwürdigste Drama des Autors, aus der Zeit, als er Göthe kennen gelernt hatte. Schröder spielte es in Hamburg und übernahm die Rolle des Majors.

2. Der neue Menoza. Gegen die moderne Aufklärung, gegen die sich damals diese ganze Schule richtete.

3. Das leidende Weib. Dieses Schauspiel fand unter den alten Verlags-Artikeln der früheren Handlung der jetzige Verleger und erkannte es sogleich als eine Arbeit unsers Lenz. Einige haben es Klinger zuschreiben wollen; aber abgesehen, daß es Ton und Manier dieses Autors gar nicht hat, so ist nicht zu begreifen, warum Klinger in seine Sammlung, in welcher Sturm und Drang, und Simsone Grisaldi erschien, nicht auch dieses weit bessere Schauspiel hätte aufnehmen sollen. Es hat auch ganz den Ton und die Manier unsers Lenz, und bei vielen Gebrechen große Schönheiten, neben krampfhafter Uebertreibung viel Wahrheit und Natur. Der Doctor, der hier erscheint, soll wohl ein Portrait von Göthe sein. — In Wielands Merkur 1775 p. 1777 wird dieses Stück einem Nachahmer Lenzens zugeschrieben. Doch ist dies vielleicht nur schonende Bitterkeit eines Freundes von Wieland, der wegen Angriffe auf diesen unter diesem Schein der Unwissenheit besser angreifen und den Freund vertheidigen konnte. Denn ist das Stück nicht von Lenz, — von wem? Wer konnte seine Art so nachahmen? — In derselben Critik wird auch ein Trauerspiel Otto, als von demselben Verfasser aufgeführt, welches ich, wie sehr ich mich bemühte,

nicht habe erhalten können. Nach einigen soll das letzte Schauspiel auch von Klinger sein. Nur die eigne Prüfung könnte mir eins oder das andere wahrscheinlich machen. Ich bitte über diese beiden Punkte um Belehrung von irgend einem Freund der Poesie, der beides genauer bestimmen kann.

4. Die Freunde machen den Philosophen. — Das Lieblings-Schauspiel Schröders, der lange gewünscht hat, es auf die Bühne zu bringen. Sonderbar genug. Indeß ehre ich Schröders Einsicht so sehr, daß ich glaube, er habe außer den Trefflichkeiten, die auch ich wahrnehme, noch andre gesehen, die mir entgangen sind.

5. Die Soldaten. Ein ausdrucksvolles, markiges Gemälde, wo die Schönheit durch die Häßlichkeit mancher Figuren gehoben wird.

6. Der Engländer.

Im zweiten Theile finden sich die Lustspiele nach Plautus, von denen ein unsicheres Gerücht ging, daß Göthe mit an ihnen gearbeitet habe. Dann folgt die Uebersetzung der *Love's labour's lost* von Shakespeare, nebst dem sonderbaren Aufsatz über das Theater. Ueber diesen siehe Göthe's Wahrheit und Dichtung.

In den flüchtigen Aufsätzen findet sich ein kleines Schauspiel: „Die beiden Alten;“ das früheste Vorbild der Räuber, oder des Waters vielmehr, der von seinem Sohn eingesperrt und für todt ausgegeben wird. Als wirkliche Begebenheit erzählt diesen Vorfall auch Dutens in seiner Lebensbeschreibung.

Im dritten Bande sind die Jugendversuche des Dichters, bevor er Göthe kannte, geschrieben; einige aus dem Merkur abgedruckte Aufsätze und einzelne Gedichte und Fragmente, meist in Weimar gearbeitet. — Den Beschluß, mehr als psychologische Merkwürdigkeit, macht ein Ge-

dict und zwei dialogische Fragmente in Moskau geschrieben. Das Genie war verloschen, von Talent und Humor zeigen sich noch schwache Spuren. Auch die Entfernung von Deutschland wirkte nachtheilig auf Lenz. In den „Gesprächen über die Feinheit der Empfindungen“ scheint er eine gewisse Verstimmung in Deutschland im Auge zu haben, auch schimmert eine Bitterkeit gegen Göthe hie und da durch, die den wehmüthigen Eindruck der Blätter vermehrt. — Manches von diesen Manuscripten ist mühsam aus einer Schrift mit fast erloschener Bleifeder wieder hergestellt. — —

Nachschrift oder Epilog.

Es fand sich Gelegenheit, einem Freunde, der ein eben so selbstständiger als tiefsinniger Forscher ist, und Enthusiasmus mit Gründlichkeit verbinden kann, vor dem Drucke meine Handschrift mitzutheilen. Er antwortete durch nachfolgenden Brief, den er bekannt zu machen mir erlaubt hat, und den ich gern mittheile, weil er einige Ansichten von einem andern Standpunkte aus näher beleuchtet. Dieser treffliche Geist, der im Clubb, wenn er ein Mitglied werden wollte, den Namen des Resoluten annehmen mußte, stellt sich noch viel straffer, als der Sieger, so manchem entgegen, was der Rechtgläubige in Schutz nehmen möchte. Alles Tüchtige muß sich selbst vertreten, und deshalb ist es, besonders hier, völlig überflüssig, auszuführen, in wiefern ich ihm beistimme oder manche Aeußerungen nicht ganz so verstehen und unterschreiben kann, wie sie hier fest und sicher ausgesprochen sind.

Nur Eine kurze Bemerkung. Ich glaube angedeutet zu haben, daß Schiller und Göthe sich gewissermaßen entgegengesetzt sind. Dies hindert aber nicht, daß der spätere Genius vom früheren geweckt werden konnte. Der neue Waverley ist gewiß nicht aus dem Götz von Berlichingen hervorgegangen, aber durch dieses Meisterwerk ist wohl früh das Gemüth des schottischen Dichters zu andern Versuchen entzündet worden, als wozu die Schule des Pope ihm Muth machen konnte. Wenn Göthe wohl nicht ohne Shakspeare sich und seinen Geist erkannt hätte, so ist darum doch im Werther keine Zeile, die man im Shakspeare als eine frühere nachweisen könnte. Wie ungeschickt später im Kenilworth die Hof-Mascherade des Egmont zu wörtlich nachgeahmt ist, braucht nur erwähnt zu werden. Auch hat die sogenannte School of the lake, wenn sie vom deutschen Geiste etwas in sich aufgenommen hat, schon früh auf W. Scott, wie auf Byron gewirkt, mag sich der letzte ihm nachher auch noch so feindselig gegenüber stellen.

Setzt die Worte meines trefflichen Freundes.

L. Z.

An Herrn L. Zieck.

Ich sende Ihnen, theuerster Freund, Ihr Manuscript, wie Sie verlangten, noch heute zurück: so ungern ich mich auch davon trenne, um es, wenn es gedruckt seyn wird, zum zweiten und gewiß noch öftern Male zu lesen. Der Inhalt ist so reich, und die Gemälde der deutschen Sittenart und Bildung in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, und der neuen Denk- und Empfindungsweise, die sich mit einer von der Nation selbst nicht geahneten Energie entwickelte, sind so treffend und wahr, daß ich sie mit

einem wirklich erhebenden Gefühle gelesen habe. Sie haben sogar einige Züge, die zu der Zeit, als Sie anfangen konnten, selbst zu beobachten, schon matt geworden waren, errathen. Das Bild ist durch die Kraft der Darstellung, die Feinheit der Beobachtung, und die Lebendigkeit des in die schönste Sprache gekleideten Ausdrucks höchst anziehend: und höchst lehrreich für die bessern Leser unserer Zeit, die in der allgemeinen unsichern Bewegung der Meinungen und des Geschmacks einer Zurechtweisung bedürfen, und die sich davon unterrichten mögen, wie die Gesinnungen ihrer Zeit, die sie doch immer einigermaßen theilen, aus der frühern, ihr sehr unähnlichen, hervorgegangen sind. Auch das hat meinen vollkommensten Beifall, daß Sie die ganze Geschichte der erneuerten Nationalität in Gesinnung und Geschmack, an die ersten Werke des Dichters binden, den ich mit Ihnen für den größten anerkenne, den Deutschland gehabt hat. Göthe war in der That der erste wirklich nationale Dichter unsers Volks, das keine rechte Vorstellung davon hatte, was dieses sagen will, es aber aus der Wirkung erfuhr. Alles, was bis dahin so große Ansprüche machen durfte, Lessings Minna von Barnhelm, ein wirklich einheimisches, und für die Bühne geeignetes Drama, ein vollkommenes Kunstwerk; daneben Gleims Kriegslieder, Ramlers Oden: dieses Alles, wenn es gleich zusammen genommen sämtliche Stände und Classen des Volks ansprach, war doch nur in den preussischen Staaten national: und konnte dieses nur in dem ganz militairischen Volke und Staate seyn. Für den allgemeinen Sinn des deutschen Stammes waren nur Gellerts Fabeln. Diese stellen die eigensten Familienzüge desselben dar, und befriedigen den bescheidenen häuslichen Sinn, mit ihrem, in Ernst und Scherz, immer naiv bürgerlichen Tone. Sie haben sich daher länger im gemeinen Leben

erhalten, als irgend eine Dichtung ihrer Zeit, und sollten aus demselben nicht verschwinden.

Aber die in der Tiefe des Gemüths schlummernden, im erstarrten öffentlichen Leben erdrückten Gedanken und Gefühle! Durch Göthe wurden sie erweckt. Die ersten Schöpfungen seines Genies entsprangen im Herzen des deutschen Reichs. Diesem gehörten die abgeschiedenen Geister an, die im Götz von Berlichingen aus einer Zeit hervorgezaubert wurden, deren Verhältnisse noch immer auf mannigfaltige Art, sogar durch die sinnlichen Eindrücke der Kaiserwahlen, in der Erinnerung frisch erhalten wurden. Das gebrechliche Gebäude der Reichs = Justiz, welches in dem zweiten Meisterwerke des jungen Dichters weit mehr als eine bloße Staffage in der Landschaft bedeutet, machte den Mittelpunkt des matten und kränkenden öffentlichen Lebens aus, welches die ehrgeizigen Unternehmungen und Entwürfe der großen Mächte dem deutschen Volke noch gelassen hatten. Die aus alter Geschichte erzeugte Darstellung kräftiger Menschen, die von Allem, was sie umgiebt, aufgefordert werden, das inwohnende Gefühl des Rechts, mit eigener unabhängiger Energie des Willens geltend zu machen, erregte einige, doch schwache Zuckungen solcher Gemüther, welche die Fesseln, von denen sie sich gedrückt fühlten, hätten abwerfen mögen. Das zweite, der lebenden Welt angehörende Gedicht war für Alle, die in der äußern Unmöglichkeit und innern Unfähigkeit, Unternehmungen auch nur zu träumen, eine Schadloshaltung in Gefühlen suchen, und das Handeln verschmähen. Die Gemüther dieser großen Zahl waren durch Rousseau wohl vorbereitet. Seine unzusammenhängenden Darstellungen aller Fehler und Mißverhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft sprechen, eben wegen der Inconsequenz, so viele Menschen an. Es war nicht der Emile und die wenig gelesene, dem deut-

ſchen Sinne nicht zuſagende neue Heloiſe; noch weniger der Discours ſur l'Inégalité und andere Schriften, die ſo viel wirkten: ſondern der Total-Eindruck, den ſeine Declamationen auf einzelne Köpfe gemacht hatten, pflanzte ſich von dieſen fort, auf unzählige Andere, die ihn nicht geleſen hatten. Nun ward in Werthers Leiden die innerſte und tieſte Quelle ihrer Gefühle und ihnen ſelbſt unerklärlichen Gedanken aufgedeckt. In dem dargeſtellten Gemüthe ſind die edelſten Empfindungen mit der reizbarſten Perſönlichkeit verbunden. Jene erregten Bewunderung und Liebe: dieſe ein ſympathetiſches Gefühl. Es ward erlaubt, Gedanken laut werden zu laſſen, die man einſt gewagt hatte, ſich ſelbſt klar zu machen; Gefinnungen zu äußern, die man ſich ſelbſt nicht hatte geſtehn dürfen. Bald wird es etwas Schönes, dieſes Alles zur Schau zu tragen.

Werther iſt der Welt abgeneigt. Nicht weil er ſie beobachtet und erkannt hätte, ſondern weil er mit dem Gefühle einer großen Beſtimmung, von der er ſich keinen klaren Begriff machen kann, das Bedürfniß einer ſtarken Leidenschaft verbindet, zu der er ſich nicht zu erheben vermag. Dieſes iſt es, das ihn drängt, ſich das Leben zu nehmen: nicht die Liebe. Eine verzweifeln- de Begierde nach dem Beſiße eines Gegenſtandes, der zur fixen Idee geworden, kann wohl zum Selbſtmorde führen. Ein Gemüth hingegen, deſſen innerſtes Weſen Liebe iſt, wird durch dieſe befriedigt. Durch eine erfolgloſe und unglückliche, ſowohl als durch eine glückliche. Werther wird zu der raſchen Handlung, weder durch den Ungestüm der Begierde noch durch das Gefühl einer unerträglichen Ermattung getrieben. Der Gedanke, daß er ſich um dieſer Lotte willen das Leben genommen, könnte ſchon durch die Dürftigkeit der Schilderung verdächtig werden, die er im höchſten Enthu-

thusiasmus von ihr entwirft. Die größere Zahl der Leser hat zwar nur Lotten im Munde geführt, aber der tiefere Eindruck des Gedichts auf Gemüther von stärkerer Anlage ist dem Gefühle zuzuschreiben, mit welchem Werther sich über die Welt erhebt, die er verläßt, weil er sie verachtet. Von der Wirkung dieses Eindrucks können sich gegenwärtig nur wenige jetzt Lebende eine angemessene Vorstellung machen.

Ich war siebzehn Jahre alt, als Werther erschien. Vier Wochen lang habe ich mich in Thränen gebadet, die ich aber nicht über die Liebe und über das Schicksal des armen Werther vergoß, sondern in der Zerknirschung des Herzens; im demüthigenden Bewußtsein, daß ich nicht so dächte, nicht so sein könne, als dieser da. Ich war von der Idee befallen: wer fähig ist, die Welt zu erkennen, wie sie wirklich ist, müsse so denken, — so sein: — sich auch das Leben nehmen? — das haben Einige gethan. Aber Tausende sind innerlich zerrissen, und auf lange Zeit, manche wohl auf immer, an sich selbst irre geworden und des Ankers beraubt, dessen jeder Mensch bedarf, und den er irgendwo findet, wenn er sucht. Mich zog ein lebhafter Trieb nach wissenschaftlicher Erkenntniß, der im akademischen Leben reiche Nahrung erhielt, bald aus dem gefährlichen Strudel.

Der Widerstand, den vernünftige Leute der sich verbreitenden Ansteckung entgegensetzten, war nicht vermögend, dem Strome eine andere Richtung zu geben. Das gut gemeinte, nüchterne und geschmacklose Nachspiel von Nicolai gab schwächlichen Wertherfreunden Aergerniß. Andere, die Werthern selbst gram waren, mußten hierüber wohl die Achseln zucken. Was sonst über eine Erscheinung gesagt sein mag, die in ganz andrem Sinne Furore machte, als heutiges Tages eine Sängerin, ward nicht gehört,

und ist längst verhaßt. Nur ein kräftiges Wort, das Lessing hingeworfen hat, und welches in der Sammlung seiner Briefe bekannt geworden (im 27ten Bande der Werke) giebt Anlaß zum Denken. Jedes Wort eines Mannes, dessen scharfes Urtheil immer eine von Andern verkannte, oder mit flüchtigem Blicke übersehene Seite der Sachen traf, muß beachtet werden. Diesemal aber ist es nicht die Eigenthümlichkeit seines Gesichtspunktes, welche dazu auffordert; sondern nur die Dreistigkeit, womit er ausspricht, was Andre, aus Furcht als Profane geschmäht zu werden, nicht zu sagen wagten.

Lessing ist mit dem Werther unzufrieden. Die Kraft der Dichtung wird er wohl gefühlt haben. Aber der Gegenstand mißfiel ihm. Er hielt vermuthlich dafür, daß ein Geschöpf, dessen ganzes inneres Wesen auf Zerstörung seiner selbst angelegt ist, nicht verdiene, so schön dargestellt zu werden. Seinem hellen Blicke erschien die Idee selbst, oder die Abbildung, verzerrte Natur. Deswegen verlangt er, daß der Zuschauer durch eine Nachschrift zurecht gewiesen werde, und diese Zurechtweisung, sagt er, „je cynischer, desto besser.“

Wieland hätte ein ganzes Buch darüber geschrieben. Es ist an sich klar, was gemeint ist, und das sagt dem haubackenen Sinne braver Leute, die sich geärgert hatten, vermuthlich zu. Aber die Zurechtweisung hätte Lessing selbst schreiben müssen. Der Geist, der in seinen eignen Schöpfungen das Gewebe der feinsten Fäden in allen Beziehungen so vollkommen ausbildete, und in der Critik, auch dann durch eine geschickte Wendung siegt, wenn das Gefühl widerstrebt: der würde schon ausgefunden haben, wie der vom Fieber ergriffenen Phantasie beizukommen war, und eine so weit verbreitete, so tief erschütternde Bewegung der Gemüther hätte verdient, die Feder zu beschäf-

tigen, der wir die Gespräche von Ernst und Falk verdanken. Aber vom Dichter durfte er nicht fordern, daß er seiner Figur einen beschriebenen Zettel zur Erklärung aus dem Munde gehen lassen, oder daß er selbst einen Bußpsalm anstimmen solle.

Wenn der Dichter Hand anlegen sollte, so mußte er der Geschichte eine andere Wendung geben, um das herzerreißende Ende zu vermeiden, und das haben wohl manche Leser, wenn sie sich gesammelt hatten und reflektirten, gedacht: einige gesagt. Aber wie sollte das bewerkstelligt werden?

Das Heilmittel des überspannten Gemüths, das sich in überirdische Gegenden verloren hat, ist ein tüchtiger Stoß in die Sinnlichkeit, von der es sich mit ängstlicher Scheu abwandte. Das weiß man längst, und die Anwendung ist sehr leicht: da Göthe's Werther selbst, einmal von dem überwältigenden Gefühle ergriffen wird, daß die Natur einen reellen Besitz und Genuß verlangt. Aber bei dem schlägt der erregte Sturm zurück, und vernichtet alle Wünsche, und die Möglichkeit eines Entschlusses. Und eben hierin zeigt der Dichter, wie tief er in den Abgrund eines solchen Gemüths geschaut hatte. Sein Werther kann nur den Gedanken nicht ertragen, daß sie einem Andern sein solle, was er für sich nicht begehrt. Denn bei dem Gedanken an eignen Besitz wird er von einer Scheu vor sich selbst ergriffen. Er ahnet, was darauf folgen würde. Nun lasse man ihn statt dessen, nach dem Rathe, den nicht ein Kunstrichter, sondern nur ein Menschenfreund dem Dichter geben könnte, damit gute Seelen doch sehn mögen, wohin es führt, wenn man sich seinen Leidenschaften überläßt, in einer allzugünstigen Stunde unterliegen. Wer es sich zutrauet, der mahle, damit doch auch der Poesie ihr Recht widerfahre,

die vorbereitenden Umstände, die Umgebungen, die halbdunkle Scene in rosigem Schimmer. Aber auch den zweiten Moment! und diesen so, daß Göthe das Gemälde anerkenne! Es sei am nämlichen Tage, oder am folgenden, oder auch später: aber das bedinge ich aus, daß es nicht erst nach einer zweiten Umarmung sei. Werther ist entzaubert, fällt aber um desto tiefer in seine frühere unnatürlich-natürliche Stimmung zurück. „Das ist es also! Nur das!“

Ich gehe zu meinem Vater, ihm zu klagen, daß der Demiurge seine Ideen in der materiellen Nachbildung so verpfuscht hat. — Der Pistolenschuß ist unvermeidlich: und das bleibe er immer, die Geschichte möchte übrigens einen Lauf genommen haben, wie es beliebt. Ist es vor der Heirath mit dem Bräutigam geschehen: — so fragt sich nur, ob Werther mit Lotten davon gehn, oder ob diese den hölzernen Albert anführen soll. Entflieht Werther mit ihr, so wird er sich bald an die Welt gefesselt fühlen, die er verabscheute. Er muß Lotten wieder verlassen. — So unmenschlich kann er doch nicht gedacht werden. Er muß also ein ordentlicher braver Mann werden, um sie zu ernähren. Er werde ein liebender sorgsamer, oder ein mißmuthiger verdrießlicher Ehemann wie Andere, denen so etwas begegnet ist. — Wie es auch gemacht werde, so ist es nur ein Taschenspielerstreich. Der Werther wird escamotirt, und eine Spießbürgerkeule untergeschoben, die sich in nebulösen Gestalten verfußt hatte, und wieder nüchtern geworden ist. Es ist nichts anders, — Werther — falls es wirklich Werther ist, der, um nicht einen gemeinen schlechten Streich zu machen, die Ehe einging, — erschießt sich. Dafür ist es doch besser und wahrlich sittlicher: er thue es gleich, nachdem er zur Be-

sinnung gekommen, oder noch lieber: — vorher, so wie in Werthers Leiden.

Soll es nach der Heirath mit Albert geschehen sein? es ist um nichts besser: und nicht anders kann es endigen, als wir es schon haben. Der verschrobene Kopf schaudert vor den bürgerlichen Verhältnissen, aber er mag sie nicht verletzen, und er will dieses nicht. Der Gegenstand seiner befriedigten Begierde wird ihm zum Abscheu. Aber er fühlt, daß nicht die geliebte Person, sondern die Liebe selbst mit der Wolke verschwunden ist, wonach er die Hand ausstreckte; mit innigster geheimer Zufriedenheit, sie nicht greifen zu können. Was ist aber ein Leben ohne Liebe! Auch die lieben Kleinen, die ihm das unschuldige Herz abgewannen, sind ihm nichts mehr. Denn sie werden heranwachsen zu Figuranten in dieser verführerischen und verhassten Welt. Also wieder der unselige Pistolenschuß.

Wollen Sie es recht eigentlich cynisch haben, verehrter Lessing?

Werther muß des ungestümen Blutes los werden. Sie kann er nicht besitzen. Aber etwas muß er erfassen, besitzen, durch und durch lieben. Er muß es, er will es. Dalila verlockt ihn: oder ein gutmüthiges Geschöpf, das den armen Menschen, der im Grunde so herzlich gut und lieb ist, bemitleidet, giebt sich gern her. — Es ist immer wieder das nämliche. Mit der Kraft und Schnelligkeit des Blikstrahls entzaubert der Moment. Ein Kampf ergreift sein innerstes Wesen. Zu Rotten kann er nicht zurückkehren. Er ist ihrer nicht mehr würdig. Er mag sie auch nicht mehr: denn sie ist doch des nämlichen Geschlechts, wie jene: — der Pistolenschuß fällt.

Unser Dichter, der die eigne Einbildungskraft beherrscht, mit welcher er das Gemüth der Leser unterjocht,

hat einen andern Ausweg gefunden, aber nur angedeutet. Daß Schwärmer, Phantasten, oder auch starke Seelen und edle Gemüther, aus der Ueberspannung übersinnlicher Gefühle, durch die Befriedigung der groben Sinnlichkeit gezogen werden, ist so abgenutzt, daß man es nicht mehr hören mag. Solche Plattheiten gehören in die Alltagswelt. Aber dem Schönheitsgeföhle ist auch Werthers Gemüth nicht verschlossen. Einiger Sinn für körperliche Reize, den sichtbaren Abglanz einer schönen Seele — wie es in einem technisch gewordenen Ausdrucke heißt, — ist sogar zur Vollständigkeit des Charakters nothwendig. Von dieser Seite ist er also zugänglich. Sein Weg würde aber nicht der seyn, auf den der Dichter hinweist. Dieser hat doch an seinem Meisterwerke nicht so gefrevelt, seine unnatürliche Geschichte in das Gedicht selbst aufzunehmen. Er führt den Gedanken nur in einer spätern Zugabe aus. Aber er ist so wenig zu gebrauchen, daß der Schöpfer des Werkes selbst bei dieser Behandlung nur die kläglichsten Mißgriffe thun konnte. Er erzählt; aber der zweifelnde Ton giebt schon zu erkennen, daß er sich selbst nicht traute: er erzählt also, Werther solle vor seiner Bekanntschaft mit Lotten durch die Neigung zur Kunst verleitet worden seyn, die Schönheit auch weiblicher Reize näher kennen zu lernen, als die Sitten da verstaten, wo Laiz sich nicht auf einer Bühne vor dem Volke sehen lassen darf, so wie Gott sie geschaffen. Er läßt errathen, wohin ein solches Zweispiet des schönheitsstrunkenen Auges und der Gefallsucht führen mag. Aber der Leser wird unwillig, erboßt ruft er aus, das ist nicht wahr. Mein Werther, den du mir geschenkt hast, zeichnete die Naturscenen, die sein schwermüthiges Gefühl mit besänftigender Milde ansprachen: den Nebel, in dem alle Formen verschmelzen, und die Einbildungskraft mehr ansprechen, als die Sinne: oder

das Paradies einer Unschuldswelt. In dieser, eine Mutter mit spielenden Kindern: die Trauer der Marie von Moubins. Aber keine Venus und Adonis. Wäre Werther bei den Griechen geblieben, und mit dem Sophokles statt des Ossian vermählt, so hätte er weder Lotten geliebt, noch sich erschossen. Sollte er aber ein Amateur werden, so kann dieses nur so gedacht werden, daß es nach einer Trennung von der Lotte geschähe; daß die Wistole etwa versagt, oder irgend eine Erscheinung — welche, mögen die Götter wissen — ihn aus der unseligen Verückung gerissen: und daß er darauf Künstler geworden, wie ein Anderer. Wer kann das glauben? Auch daß die Scene nach Genf verlegt wird, ist noch ein kleiner Mißgriff nebenher. Im Palais Royal geschah es. Ausgedacht aber ist die ganze Geschichte weder auf den Alpen, noch im Schneegestüß des Taunusgebirges: sondern im Salon, wo auch die Wahlverwandtschaften mit gähndem Entzücken genossen werden.

Der junge Wolfgang behält also gegen alle Verbesserer und gegen alle Moralisten, auch gegen den Minister von Göthe, Recht. Soll indessen durchaus ein Versuch gemacht werden, einen jungen Dämon die Schule irdischer Erfahrungen durchlaufen zu lassen, so könnte man auch wohl noch andre als Liebes-Abentheuer ausdenken. Der Krieg könnte etwa das ganze pedantische Nest zerstören, in welchem Werther sich so übel, und so wohl befand. Er könnte dadurch zu Thaten aufgerufen werden, die sein Gemüth heilen. Das wäre gut für Romanschreiber, die unterhaltende Verwicklungen zur Ergötzlichkeit fabriciren: und für eine verkleidete Predigt. Die Anbeter des bezaubernden Gedichts haben Recht. Es leide keine andere Auslegung, als die wir kennen, mit welcher der Faden, der nicht abgesponnen werden kann, zerissen wird. Mußte

dieses aber geschehn: so ist es, je früher, desto besser. Es werde kein Wort geändert, keine Zeile zugefügt. Die Stimmung, in die der Schluß versetzt, mag sich selbst in der Stille läutern.



Eben so treffend und wahr, als Ihr Gemälde der ersten Catastrophe der deutschen Dichtkunst, ist Alles, was Sie von der zweiten sagen, die nicht lange ausblieb. Der Sturm und Drang, der Alles zertrümmern sollte, was für unverleßlich gehalten war, gab Stoff zu einem kräftigen Gemälde. Die folgende, in Ursachen und Wirkungen sehr complicirte Bewegung hingegen, mußte erklärt werden. Sie haben vortrefflich entwickelt, wie es zugegangen, daß die Nation durch eben den, welchem sie ihre Regeneration verdankte, so bald auf ganz andere Wege geleitet ward. So ingenios indessen die Wendungen auch sind, die Sie den Orthodoxen in Ihrer Loge nehmen lassen, wenn er beweisen will, daß die Signoria immer recht und weise erkennt, wenn sie heute tadelt, was sie gestern gut hieß, so wird doch der Verordner der Insel Felsenburg wohl recht behalten, wenn er behauptet, daß auch das größte Genie ein Kind der Zeit ist, welche es mit seiner Fackel erleuchtet und entzündet.

Was es auch gewesen sein mag, das Götzen in der Bewegung mißfiel, die er selbst erregt hatte, so würde sein Werk den Angriffen Andern, wenigstens kräftigern Widerstand geleistet haben, wenn er nicht selbst den von ihm angeführten Haufen irre gemacht hätte. Er haschte unablässig nach den mit dem feinsten Seherblicke ausgespäheten Lieblingen des flüchtigsten Augenblicks, um die Gunst aller Partheien zu fesseln. Auch das Idealisiren in mancherlei Form sollte dazu dienen. Aber den rechten Weg zu der Herrschaft fand Schiller. Dieser traf das,

was die Deutschen eigentlich wollen: Denken und Grübeln, sich in Abstraktionen versenken, mit hochtönenden halbverstandenen Sinnsprüchen sich erheben, sich rühren, sich ergötzen lassen. Er erkannte den Sinn seiner Nation und er fühlte in sich selbst den Deutschen. Bei ihm darf die Freude selbst nicht heiter und fröhlich sein. Auch sie muß sich in den Abgrund des menschlichen Herzens und Schicksals versenken, damit der Würde der Dichtkunst nichts vergeben werde. Mit diesem Dichter mußte Göthe wohl die Herrschaft über die Nation theilen, und dieses, was auch die Anbeter des letzten dagegen einwenden mögen: — offenbar in ungleichen Hälften.

Hier aber komme ich auf einen Punkt, der von Ihnen näher beleuchtet zu werden verdient. Sie erwähnen des Einflusses, den Göthe auf Schiller gehabt habe. Es läßt sich in der That nicht denken, daß gleichzeitige Dichter gar keine Art von Einfluß auf einander gehabt haben sollten. Kaum wäre dieses möglich, wenn sie in weiter Entfernung von einander gelebt hätten. Diese aber standen sich sehr nahe. Jahre lang haben sie sich ihre Gedanken vertraulich mitgetheilt. Doch hat Schiller eben in dieser Zeit das ursprüngliche Gefühl für theatrale Wirkung verleugnet, welches er vor Göthe voraus hatte. Von diesem hat er jedoch die sententiöse Manier nicht, in welcher der Sinn für Wahrheit und Kraft in Empfindung und Handlung untergeht. Göthe erhebt immer nur individuelle Empfindungen zur allgemeinen Verständlichkeit und Sympathie. Ueberhaupt in Genie und Talenten, Gemüthsart und Grundsätzen über die Kunst, ganz verschieden, konnte unter ihnen nie eine immer wahre Uebereinstimmung statt finden, und einige Zeilen in den bis jetzt gedruckten Briefen hinterlassen eine Empfindung, als ob Schiller sich sogar aus der Iphigenia gar wenig gemacht

habe, welche doch unter allen Werken des Dichters am meisten einer idealischen Welt angehört, unter welcher Schiller sich aber etwas ganz Anderes dachte, als Göthe. Und doch hat unstreitig das Verhältniß zwischen ihnen, einen großen Einfluß — wenn ich einer geheimen Ahnung trauen darf, zu beider Nachtheile — gehabt. Worin hat er bestanden? Der versprochene vollständige Briefwechsel wird es vielleicht offenbaren. Aber es werde diese Hoffnung erfüllt, oder wie wir beide besorgen, getäuscht, so verdienen die Spuren, die sich in den Werken selbst finden mögen, aufgesucht zu werden, und die Auflösung dieser Aufgabe ist es werth, Sie zu beschäftigen, und damit die Beurtheilungen der beiden Dichter zu vollenden, die Sie mit so treffendem Blicke und so zarter Schonung des Gefühls befangender Bewunderer entworfen haben.

Ueber den Einfluß auf die englische Dichtkunst, den Sie unserm großen Dichter zuschreiben, erlaube ich mir eine Bemerkung zu machen. Es bestreudete mich, daß Sie Walter Scott hier nennen. Sie haben mich zwar darauf belehrt, daß dieser wirklich Göthe's Werke nicht allein gekannt, sondern den Götz von Berlichingen ins Englische übersezt hat. Dennoch kann ich nicht glauben, daß dieses eigenthümliche deutsche Gedicht Anlaß zu dem viele Jahre später entstandenen, ganz einheimischen Romane des schottischen Schriftstellers gegeben habe. Die englischen Critiker, welche den Einfluß der deutschen Literatur auf den englischen Geschmack zugeben, ohne sich eben darüber Glück zu wünschen, beschränken sich ausdrücklich auf die Lake school of Poetry. Walter Scott der metrische Dichter, und Scott der Romanschreiber, sind zwei ganz verschiedene Wesen. Waverley, die schreckliche Braut von Lammermoor und noch ein paar Erzählungen aus dem Hochlande, sind so ächt schottisch, und die Sinnesart,

die Begriffe und die Sitten des erdgeborenen Geschlechts dieser Gebirge sind so eigenthümlich, daß ich keine Spur eines Einflusses weder von Göthe, noch von dem viel nähern Shakspeare entdecken kann. Ich würde es für einen Frevel an dem Heiligthume der wahren Originalität halten, wenn man den Ursprung dieser Dichtungen in der Fremde suchen wollte. Der schottische Clan ist etwas ganz anderes, als deutsches Ritterwesen, und Flora Mac. Ivooe ist sehr verschieden von Allem, was Göthe gedichtet hat, der eine solche Exaltation nie hat schildern wollen — noch können.

Lord Byron hat selbst Anlaß gegeben, Göthe für sein Vorbild zu halten. Da er mit der ganzen Welt im Widerspruche stand, — und stehen wollte, — so kann ihn die Laune angewandelt haben zu sagen, er sympathisire mit einem einzigen, einem Ausländer, und das, dem größten Dichter der Deutschen. Was er gegen diesen selbst geäußert hat, ist ein bloßes Compliment, und ich bin überzeugt, daß der edle Lord Jedem, der es ihm nachgesprochen hätte, den Rücken zugekehrt haben würde. Byrons Gedichte erinnern nie an Werther. An Faust kann man dabei denken: aber Alles, was in den Gedichten des Engländers an den Faust erinnern kann, ist nach meinem Gefühle sehr weit über dem Faust, und die Empfindungen des Engländers, und seine unvergleichlich schönere Sprache, sind so eigenthümlich, daß ich jenes Gedicht unmöglich für sein Vorbild halten kann.
